

»An heimliche Veränderungen muss man glauben.«

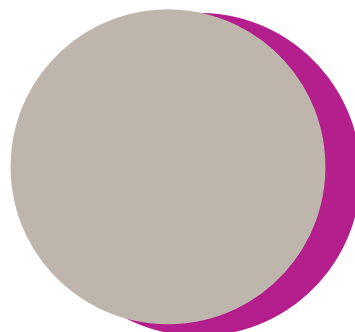
Christian Schwakenberg, Dr. Peter Steger und **Rolf Hanselmann** haben im »Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt« (AgAG) in Projekten in Magdeburg, Cottbus und Berlin mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen gearbeitet. Im Interview mit BIKnetz berichten sie von ihren Erfahrungen aus der pädagogischen Arbeit. Sie erzählen von den Schwierigkeiten in der Ansprache der Jugendlichen, von ihrem Umgang mit eigenen Ängsten und Unsicherheiten und von dem Bild, das die Medien von ihrer Arbeit vor Ort gezeichnet haben. Immer wieder kommen sie dabei auf konkrete Erlebnisse aus ihrem pädagogischen Arbeitsalltag zu sprechen. Dabei haben sie die eine oder andere Überraschung erlebt, die ihre Sicht auf die Arbeit bis heute prägt.



Christian Schwakenberg



Dr. Peter Steger



Rolf Hanselmann

BIKnetz – Präventionsnetz gegen Rechtsextremismus

ist ein bundesweites Informations- und Kompetenznetz zur Unterstützung der präventiv-pädagogischen Arbeit gegen Rechtsextremismus. Es wurde 2012 ins Leben gerufen, um Erfahrungswissen und Erkenntnisse in der Rechtsextremismusprävention, die vor allem im Rahmen der Bundesprogramme des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFS-FJ) erworben wurden, aufzuarbeiten und zugänglich zu machen. Hierzu wurden insgesamt drei Interviews mit Akteurinnen und Akteuren aus dem »Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt (AgAG)« geführt.



Christian Schwakenberg war ab Ende 1994 im Rahmen von AgAG als Streetworker bei der Jugendhilfe Cottbus tätig. Aktuell arbeitet er bei der Essener Verkehrs-AG im betrieblichen Eingliederungsmanagement.



Dr. Peter Steger arbeitete von 1991 bis 2008 im SportJugendClub Lichtenberg mit rechtsextremen Jugendlichen. Er ist Gründungsmitglied des Violence Prevention Network. Aktuell arbeitet er als Kompetenz- und Antigewalttrainer mit Jugendlichen im Strafvollzug.



Rolf Hanselmann arbeitete von 1992 bis 1998 als Sozialarbeiter im Magdeburger Jugendklub »Die Rampe« mit rechtsextremen Jugendlichen. Über die Erfahrungen aus den AgAG-Projekten in Sachsen-Anhalt hat er 2005 im Sammelband »Spurensuche« von Titus Simon berichtet. Er arbeitet aktuell als Bildungsreferent beim PARITÄTISCHEN Jugendwerk Sachsen-Anhalt.



Das »Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt« (AgAG) wurde Anfang der 1990er Jahre durch das Bundesfamilienministerium als Reaktion auf extremistische, fremdenfeindliche, aggressive und gewalttätige Ausschreitungen durch junge Menschen in den neuen Bundesländern aufgelegt. Die durch das AgAG geförderten Projekte wurden in 30 Schwerpunktregionen in den fünf ostdeutschen Flächenländern sowie in Ostberliner Bezirken umgesetzt. Sie arbeiteten damals in Projekten in Berlin-Lichtenberg, in Cottbus und in Magdeburg. Wie gestaltete sich damals die Lage bei Ihnen vor Ort konkret? In welchem Umfeld setzten Sie Ihre Projekte um?

Dr. Peter Steger: Die Menschen im Bezirk mussten natürlich die ganze Breite an Wendefolgen mitmachen. Es musste sich fast jeder umorientieren und irgendwie eine neue Arbeit finden. Wir haben gemerkt, dass die Eltern mit sich selbst sehr viel zu tun hatten. Die Jugendlichen waren damit konfrontiert, dass sich bei den Eltern alles geändert hat, sie selbst mussten sich auch anpassen. Sie haben die Wendeanforderungen als eine Doppelbelastung erlebt.

Es war für mich anfangs überraschend, dass sich in Berlin-Lichtenberg überhaupt eine rechte Szene entwickelt hat. Das ist eigentlich ein ziemlich linker Stadtteil. Dort gab es aber zuge-

»Das ist eigentlich ein ziemlich linker Stadtteil ... und plötzlich waren da diese ostdeutschen Jungs und haben Kämpfe um diese Plätze geführt.«

spitzte Entwicklungen mit rechten Jugendlichen. Aber vielleicht war der Aufschwung der rechten Bewegung eigentlich gar nicht so überraschend. Da sind Tabus gefallen und das, was vielleicht vorher schon da war, kam jetzt ungebrems durch.

Die Attraktivität rechter Skinhead-Bewegungen war ziemlich groß. Ein

bestimmter Teil hat sich entschlossen, in diese Bewegung einzumarschieren. Damals waren die noch richtig aufgerüstet. Die sind mit den üblichen Klamotten aufgelaufen und teilweise auch mit Baseball-Keulen. Die Auseinandersetzungen mit linken Gruppen waren ziemlich zugespitzt. Es war eine ausgesprochene Polarisierung. Es gab nicht wenig Unterstützung durch die erwachsene Bevölkerung für die rechten Jugendlichen. Es gab aber auch eine sehr starke linke Bewegung. Auseinandersetzungen waren vorprogrammiert. Die Geschichte mit Silvio Meier ist ja bekannt.

Es hat viele Auseinandersetzungen mit Linken, dann aber auch beispielsweise mit türkischen Jugendlichen gegeben. Die waren schon vorher in einer anderen Rolle in Ost-Berlin. Und plötzlich waren da diese ostdeutschen Jungs und haben Kämpfe um diese Plätze geführt. Zur Situation gehört auch die verstärkte Zuwanderung von Menschen aus Rumänien und dann auch von Russlanddeutschen. Auf dem Bahnhof Lichtenberg haben nachts Rumäninnen und Rumänen geschlafen. Das waren typische Plätze, wo die Jugendlichen ihre Bockwurst gegessen haben. Es war eine ziemlich spannende Umbruchzeit, die alle vor ganz neue Anforderungen gestellt hat. Und das war diesen Jugendlichen auch anzumerken.

Rolf Hanselmann: Magdeburg, Anfang der 1990er Jahre, war geprägt vom Zusammenbruch des größten Schwermaschinenbauzentrums in der ehemaligen DDR. In relativ kurzer Zeit gab es eine unwahrscheinlich hohe Arbeitslosigkeit. Ich war als Streetworker für den Bereich Magdeburg-Neu-Olvenstedt zuständig, ein zweites AgAG-Projekt war in Magdeburg-Nord.

»Die Situation war vom Umbruch geprägt: heute noch FDJ-Hemd und morgen schon Bomberjacke.«

Magdeburg-Neu-Olvenstedt war eine Neubauhochburg und hatte zu dem Zeitpunkt um die 30.000 Einwohnerinnen und Einwohner.

Die Situation war vom Umbruch geprägt: heute noch FDJ-Hemd und morgen schon Bomberjacke. Es war

eine sehr starke Suche nach Orientierungspunkten. Es gab große Halteverluste im familiären Kontext und das extreme Ausnutzen von rechtsfreien Räumen. Die Staatsmacht, die Polizei, die Justiz, hatte noch den Makel der »Bösen«. Sie wurden von den Jugendlichen nicht ernst genommen und wussten selbst kaum, in welchen Bereichen sie intervenieren konnten. Ein Schlüsselerlebnis aus der Zeit war der Überfall der Skinheads auf eine Punkergeburtstagsfeier auf den Magdeburger Elbterrassen mit dem ersten Toten.



Es gab eine intensive Unterstützung durch die damals sehr starke rechtsradikale Szene aus Braunschweig und Wolfsburg. Wir haben das immer die »Tourismusskins« genannt, die an den Wochenenden in Magdeburg waren. Es gab beispielsweise gemeinsame Konzerte. Es gab zudem eine hohe Akzeptanz der Skins aus breiten Schichten der Bevölkerung und das wussten die Skinheads auch. Frei nach der Devise: Ihr macht eigentlich genau das, was wir denken, was wir uns aber nicht trauen. Es gab bei Jugendlichen natürlich viele, die entweder keine Lehrstelle gefunden haben, die Lehre abgebrochen hatten oder die Schule verweigert haben. Parallel dazu gab es viele erste Auftritte vor der Jugendstrafkammer.

Gleichzeitig gab es aber Veränderungen in der Jugendszene. Die haben versucht, die Macht, die sie einmal gefühlt haben, auf die Straße zu übertragen. Wir hatten unterschiedliche Zentren. Es gab Stadtteile, die waren eher links dominiert, es gab Stadtteile, die waren eher rechts dominiert. Die Jugendlichen haben für sich selbst territoriale Grenzen gezogen. Und wir hatten auch damalige Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, die in der DDR in bestimmten Betrieben tätig waren und bleiben wollten. Die boten für die rechtsextreme Szene eine Angriffsfläche.

»Ich kam damals als unbefleckter »Wessi« und hatte nur über die westdeutsche Propaganda mitbekommen, was im Osten los ist.«

Christian Schwakenberg: Ich kam damals als unbefleckter »Wessi« und hatte nur über die westdeutsche Propaganda mitbekommen, was im Osten los ist. Von daher kann ich nur sehr schwer einschätzen, wie die Befindlichkeiten waren. Natürlich war auch in Cottbus sehr viel im Umbruch.

Es gab sehr viel Unruhe und Unsicherheit. In Cottbus gab es eine quantitativ und qualitativ relativ stark ausgeprägte Szene von Linken und Rechten, die sehr dominant aufgetreten sind. Daher ist auch das Streetwork-Projekt aus dem AgAG notwendig geworden. Die Kolleginnen und Kollegen wurden aus der Szene rekrutiert, was ein sehr guter Ansatz war. Einflüsse von »Westnazis« sind mir nicht in Erinnerung geblieben.

Dr. Peter Steger: Ich erinnere mich an die besetzte Weitlingstraße 122, die medial viel Aufmerksamkeit erfahren hat. Das Haus war unter der Führung von Ingo Hasselbach besetzt worden und somit ein Angriffspunkt für die Linken. Die sind zu Tausenden gekommen und es

»Die sind zu Tausenden gekommen und es hat regelrechte Straßenschlachten gegeben.«

hat regelrechte Straßenschlachten gegeben. Diese Polarisierung hatte einen großen Einfluss auf die rechten Jugendlichen. Das war nicht nur Hasselbach alleine. Das waren auch Neonazis aus Hamburg und aus Österreich, die versucht haben, dort eine Organisation aufzubauen. Das

hat eine große Wirkung auf die Jugendlichen gehabt: Endlich geht es los, endlich Tabubruch! Wir wollen sehen, dass die linken Schweine eins auf die Mütze kriegen.

Können Sie die Jugendlichen beschreiben, mit denen Sie in Ihren Projekten gearbeitet haben? In welchen Lebenslagen befanden sie sich? Mit welchen Problemen waren diese Jugendlichen konfrontiert?

Rolf Hanselmann: Bei uns in Magdeburg, im Jugendklub »Rampe« beziehungsweise im Stadtgebiet Neu-Olvenstedt, haben wir überwiegend mit Jugendlichen aus der Skinhead-Szene gearbeitet. Ich schätze, 80 Prozent waren Jugendliche, die sich sowohl von ihrem äußerlichen Erscheinungsbild als auch von ihrer Einstellung klar der rechten Skinhead-Szene oder den Hools zugeordnet haben. Es gab auch eine Wanderbewegung zwischen den beiden Magdeburger Einrichtungen, zwischen dem Jugendtreff »Rampe« und dem Brunnenhof in Nord. Wir waren kollegial miteinander verbandelt und die Jugendlichen selbst hatten miteinander zu tun. Die anderen 20 Prozent waren eher Sympathisantinnen und Sympathisanten, die sich zwar teilweise der Gruppe zugehörig gefühlt haben, aber eher Freundinnen und Freunde im Umfeld waren. Sie haben sich selbst nicht als Skinheads betrachtet und wollten nicht so wahrgenommen werden. Es gab aber auch eine Mischung von Leuten, die sowohl zur Skinhead-Szene als auch zur rechtsradikalen Hooligan-Szene gehörten, die in den 1990er Jahren in Magdeburg ziemlich

»Die haben innerhalb der Gruppe eine unwahrscheinliche Solidarität erfahren, eine vermeintliche Kameradschaft.«

Szene. Ansonsten war es überwiegend eine klar rechtsradikal dominierte Jugendszene, die ich zur Skinhead-Kultur rechnen würde.

Die sozialen Milieus waren sehr unterschiedlich. Es gab Jugendliche, die mit ihren Eltern gebrochen und bewusst nicht mehr zu Hause geschlafen haben. Die haben innerhalb dieser Gruppe eine unwahrscheinliche Aufnahme und Solidarität erfahren, eine vermeintliche Kameradschaft. Es gab Jugendliche, deren Eltern durch die Wendezeit selbst an Orientierung verloren hatten. Diese Eltern hatten oftmals in der DDR-Hierarchie leitende Funktionen inne, waren Parteikader oder andere gesellschaftliche Würdenträgerinnen und -träger und haben auf einmal diesen Status verloren. Damit haben sie auch die Glaubwürdigkeit bei ihren Kindern verloren.

Überwiegend waren die Jugendlichen im Alter von 14 bis maximal 27. Es waren auch Kinder dabei, die hingen mit dran. Da waren Leute dabei, die die Schule oder Lehre abgebrochen hatten, die aufgrund unterschiedlicher Delikte schon vorbestraft waren. Es waren aber auch Jugendliche, die durchaus geregelte Arbeitsverhältnisse hatten und für die das auch wichtig war. Die standen im Ausbildungsverhältnis oder sind Beamtenanwärterinnen und -anwärter gewesen. Das war aber die Minderheit. Überwiegend war die Einstellung: Wir leben in den Tag hinein, gucken, was kommt!

Christian Schwakenberg: Ich erinnere mich daran, dass die Quote an Leuten, die in den Tag hineinlebten, sehr groß war. Für uns war es aber erstaunlich, dass gerade bei den Rechten doch deutlich mehr Jugendliche mit Perspektive ausgestattet waren, mit einer Ausbildung oder mit

einem weiteren Schulweg. Jugendliche, die beruflich oder schulisch nicht Fuß fassten, waren bei den Linken eher zu finden.

»Gerade bei den Rechten waren deutlich mehr Jugendliche mit Perspektive ausgestattet.«

Dr. Peter Steger: Unser Klub hatte relativ schnell einen Ruf als rechter Klub. Das spricht sich im Stadtteil

herum. Es gab ja nicht viele solcher Einrichtungen. Und deshalb sind auch Leute aus anderen Stadtteilen gekommen. Eine Gruppe kam fast jeden Tag aus Pankow, einer Hochburg der später verbotenen »Freiheitlichen Deutschen Arbeiterpartei« (FAP). Dass die Jugendlichen teilweise dazugehörten, bekam man nicht gleich am Anfang mit.

Die Jugendlichen waren in den Stadtteilen zusammen aufgewachsen und kannten sich aus der Schule. Dadurch kamen lustige Mischungen zustande. Es haben sich längere Zeit zwei linke Gymnasiastinnen bei uns gehalten, die es total spannend fanden, mit diesen bildungsfernen Jungs zu tun zu haben. Die meisten Jugendlichen hingen in der Schule durch, das waren Misserfolgskarrieren in Permanenz. In der Gruppe haben die sich daraus nichts gemacht. Das

schließt aber nicht aus, dass auch rechte Gymnasiasten und später vereinzelt Studenten dabei waren.

»Die meisten Jugendlichen hingen in der Schule durch, das waren Misserfolgskarrieren in Permanenz.«

Das war sehr bunt gemischt und hatte schon Potenzial für eine Art von Integration oder auch für einen Dialog zwischen Leuten, die normalerweise nicht zusammenpassen. Warum sollte man mit seinem Kumpel nicht mehr die Freizeit verbringen, bloß weil der jetzt irgendwelchen Quatsch von Rudolf Hess im Kopf hat. Da haben sie sich nichts draus gemacht. Es haben auch keine großen Überzeugungsversuche stattgefunden. Die haben gemeinsam ihren Spaß gehabt und fertig.

Das war sehr bunt gemischt und hatte schon Potenzial für eine Art von Integration oder auch für einen Dialog zwischen Leuten, die normalerweise nicht zusammenpassen. Warum sollte man mit seinem Kumpel nicht mehr die Freizeit verbringen, bloß weil der jetzt irgendwelchen Quatsch von Rudolf Hess im Kopf hat. Da haben sie sich nichts draus gemacht. Es haben auch keine großen Überzeugungsversuche stattgefunden. Die haben gemeinsam ihren Spaß gehabt und fertig.

»Die Jugendlichen haben praktisch ihr Feindbild vor der Nase gehabt.«

auch mit eigener Arbeitslosigkeit. Wer aus der DDR kam, war das gar nicht gewöhnt. Die Eltern haben jeden Tag Angst um ihre Zukunft gehabt. Dazu kam, dass auf den Baustellen ziemlich schnell viele Migrantinnen und Migranten gearbeitet haben. Das Argument, die nehmen uns die Arbeit weg, war nicht einfach zu widerlegen. Die Jugendlichen haben praktisch ihr Feindbild vor der Nase gehabt.

Rolf Hanselmann: Wir haben in Magdeburg nicht gleich mit einer Einrichtung angefangen. Ich war zusammen mit einer Kollegin erst im Streetwork in Neu-Olvenstedt unterwegs. Ich habe durch diese Akzeptanz und durch das Aufsuchen einen ziemlich guten Zugang zur Szene gefunden.

Wir haben dann ein leer stehendes Gebäude bekommen, einer dieser Flachbauten in den Neubaugebieten, wo Schlecker relativ häufig drin war. Und da war nichts drin, außer Beton. Handwerklich waren die Jugendlichen relativ gut drauf oder kannten jemanden, der jemanden kannte. Die haben alles selbst aufgebaut. Die ersten Möbel haben die aus Sperrmüll zusammengezimmert. Auch als wir finanziell ein bisschen besser ausgestattet waren, haben sie diese Sachen noch sehr lange stehen lassen. Das war für die Jugendlichen wie ein kleines Heiligtum. Es herrschte eine unwahrscheinliche Identifikation mit der Einrichtung. Damit war relativ schnell das Klischee des rechten Klubs erfüllt.

Die Zielstellung war erst einmal, die Jugendlichen von der Straße zu holen?

Rolf Hanselmann: Das war klassisches Von-der-Straße-holen.

Dr. Peter Steger: Man muss ja erst einmal um die Jugendlichen werben. Die kommen ja nicht und sagen: Ey, Peter, ich bin ein Nazi! Kannst du mich mal ändern? Du musst erst einmal zu den Jugendlichen gehen. Die Zivilgesellschaftlichen denken immer, dass man die Jugendlichen einteilen kann. Und dass man dann mit den Verfestigten nicht mehr arbeiten kann. Das ließen sich die Jugendlichen nicht gefallen. Entweder du nimmst die ganze Gruppe, um die du wirbst. Und wenn

»Die kommen ja nicht und sagen: Ey, Peter, ich bin ein Nazi! Kannst du mich mal ändern?«

du der bist, der wirbt, dann teilst du deine Klientel nicht gleich ein. Du bist in der Rolle des Werbenden und der Werbende benimmt sich nicht so.

Rolf Hanselmann: Wir standen zu dem Zeitpunkt in Konkurrenz zu den aufkommenden rechtsradikalen Parteien. Das war ein ganz entscheidender Punkt. Bei uns waren das sehr stark die Republikaner und die DVU, die dann 1998 mit Pauken und Trompeten in den Landtag eingezogen sind. Die schickten ihre Häscher aus, das dürfen wir nicht vergessen.

Dr. Peter Steger: Bei uns war es die Konkurrenz zur JN. Und es waren auch die Hools vom BFC Dynamo. Der BFC ist bekannt als ein Klub, der zumindest damals ziemlich viele Rechte in seinen Reihen hatte.

Macht es für die pädagogische Arbeit mit den Jugendlichen Sinn, zwischen verschiedenen Graden rechts-extremer Ausprägung zu unterscheiden? Welchen Mehrwert kann solch eine Unterscheidung zwischen rechtsextrem orientiert und rechtsextrem gefestigt für die Arbeit mit den Jugendlichen haben?

Dr. Peter Steger: Das ist eine typische Lieblingsbeschäftigung von Soziologen, Politologen so wie Philosophen, aber doch niemals für jemanden in der pädagogischen Arbeit. Wenn du eine Gruppe am Saefkow-Platz siehst und das Bezirksamt sagt: Die machen relativ viel Theater. Könnt ihr da irgendwas ausrichten? Nun begibst du dich in eine Gruppe, die nicht homogen ist, die du gar nicht kennst, da fängt man nicht mit Einteilungen an. Das ist unrealistisch, weil man sie nicht kennt. Ich kann nicht sagen, wer welche Verfestigung hat. Ich sehe bloß eine rechte



»Ich sehe bloß eine rechte Clique,
an die will ich ran.«

Clique, an die will ich ran. Und da will ich sie erst mal alle haben. Das dauert lange, bis du die überhaupt einteilen kannst.

Dann frage ich mich auch, ob es pädagogisch Sinn ergibt. Es ändert an meinen Methoden nichts, es ändert an meiner Grundauffassung als Pädagoge nichts. Mich interessiert dieser verfestigte Typ genauso wie einer, der gerade in der Hinwendungsbewegung zur rechten Szene ist. Das sind dynamische Prozesse. Wenn einer sich für die rechte Szene interessiert, kommt erst einmal eine Phase der Stabilisierung. Der fängt an, sich ein neues Gebiet zu erobern. Plötzlich wird das mit diesen Nazi-Führern interessant. Ich kann einen Prozess beobachten, aber diese Unterscheidung in Kategorien macht für mich gar keinen Sinn.

Christian Schwakenberg: Eine klassische Quantifizierung in verschiedene Stufen lässt sich recht schwierig aufstellen. Das ist ein theoretisches Gebilde, was in der Praxis nicht wirklich Stand hält. Dennoch macht es Sinn zu schauen, mit welchen Jugendlichen man arbeitet. Ob man mit Leuten arbeiten kann, die schon ein sehr verfestigtes rechtsextremes Bild verinnerlicht haben und kaum noch Bewegung in ihrer Auffassung zeigen. Oder man hat einen Jugendlichen, der gerade in der Annäherungsphase ist, der sich selbst noch nicht gefunden hat. Da sind schon Unterschiede, wie man mit den Leuten direkt arbeitet und wie man an sie rankommt, was für Chancen man da hat und wie man damit umgeht.

Da ist allerdings die Frage, wo setze ich meinen Schwerpunkt. Was mache ich? Ich kann mich in Cottbus daran erinnern, dass wir die Leitlinie hatten, an die wirklich verfestigten Leute nicht ranzugehen. Wir versuchen, unsere Arbeit bei den Leuten zu platzieren, wo wir noch Chancen sehen. Wir haben dadurch die anderen nicht ausgeklammert, aber die waren nicht unser Hauptaugenmerk. Unsere Energie haben wir eher in die breitere Masse in allen möglichen Facetten drumherum gesteckt. Von daher macht es schon Sinn, sich darüber Gedanken zu machen, wie man die Jugendlichen einsortieren oder wie man sie beschreiben kann.

Dr. Peter Steger: Aber wenn du eine Clique mit 15 Leuten auf einem Platz ansprichst und du willst sie im Klub haben, dann kennst du die Einzelnen erst einmal gar nicht. Die musst du erst

»Ich locke sie dann mit Fußball, das
klappt immer.«

kennenlernen. Ich locke sie dann mit Fußball, das klappt immer. Dann kriegst du natürlich sehr schnell mit, wer der Boss ist. Der hat wahrscheinlich sogar Verbindungen zur NPD und ist mit seinen Sprüchen der

Radikalste. Gerade in dem Moment würde ich einen Teufel tun, den aus der Klub-Arbeit auszugliedern. Das würde bedeuten, dass die Anderen sich solidarisieren und die Gruppe ist weg. Niemals lassen die sich von ihrem Boss trennen.

Ich muss es mit diesem Boss schon aufnehmen. Das hat pädagogisch auch einen großen Effekt. Wenn es dir gelingt, den Boss immer mal argumentativ in die Ecke zu kriegen, ist das sehr wirkungsvoll. Wenn die anderen 15 Leute sehen: Oh, der Chef weiß ja gar nicht so sehr viel. Der kriegt gerade einen Halbsatz zustande, so überlegen ist er eigentlich auch nicht. Das kann man doch auch ausnutzen.

Christian Schwakenberg: Selbstverständlich muss man das dann ausnutzen, weil man an der Stelle auch einen Knackpunkt findet. Wenn man dann aber Bosse hat, die wirklich gut sind, an die man argumentativ ganz schwer rankommt, die verfestigt sind mit viel Selbstbewusstsein, dann wird es natürlich schwierig. Dann muss man schauen, ob man die Anderen eventuell ein Stück von dem entfernen kann. Wenn man eine Clique neu kennenlernt, sagt man natürlich nicht, der Chef bleibt jetzt aber zu Hause. Das funktioniert nicht. Wenn die Gruppe dann aber wirklich zum Fußball kommt, muss man schauen, dass man diese Prozesse auch versucht zu steuern, damit dieser Boss innerhalb dieses Ansatzes nicht noch weiter Fuß fasst.

Dr. Peter Steger: Für mich geht es immer um alle, weil der Boss für mich die größte Herausforderung war. Allerdings stimme ich dir zu, der organisierte Neonazi-Führer ist für mich nicht

»Es kann nicht unser Anliegen als Pädagogen sein, uns mit verbohrten Neonazi-Führern auseinanderzusetzen.«

der Gegenstand von Jugendarbeit. Es kann nicht unser Anliegen als Pädagogen sein, uns mit verbohrten Neonazi-Führern auseinanderzusetzen. Die lassen sich auf uns auch gar nicht ein.

Christian Schwakenberg: Ein Unterschied ist, was habe ich denn überhaupt für einen Boss in der Gruppe? Ist das einer, der durch seine persönliche Ausstrahlung Boss ist? Oder ist das wirklich ein Parteigenosse, der da agitiert?

Rolf Hanselmann: Wir haben eher informelle Führer gehabt, die nicht unbedingt als Boss oder dergleichen deklariert gewesen sind. Die haben sich durch ihr Tun und durch ihren Respekt innerhalb der Gruppe ausgezeichnet. Für uns in der »Rampe« gab es eine klare Abstimmung mit unserem Träger, dass wir keine Arbeit mit Parteikadern vornehmen, weil wir uns nicht auf diese Ebene begeben wollten. Das heißt im Umkehrschluss, dass es relativ wichtig war zu schauen, mit welchem Auftrag die Leute in unsere Einrichtung kamen.

Wir haben klar im Hinterkopf gehabt, dass wir auch in Konkurrenz zur organisierten rechten Szene und deren Führerschaft stehen. Wir haben Regeln bei uns im Haus festgelegt, dass es keine parteiideologische Arbeit gibt. Die konnten zwar zu uns kommen, aber wenn die angefangen haben, Flugblätter zu verteilen oder Mitgliedsbeiträge einzukassieren, dann haben wir

sie ganz klar und deutlich darauf hingewiesen, dass sie unsere Einrichtung bitte verlassen mögen. Das ist nicht ihre Spielwiese.

»Wir stehen auch in Konkurrenz zur organisierten rechten Szene und deren Führerschaft.«

Es gab eine längere Zeit des Aus-testens oder Ausprobierens. Es war zwischen uns und zwischen einigen Parteikadern ein Kampf um die Köpfe.

Aber es gab für uns klar den Anspruch zu schauen, wo man mit Jugendlichen, die unterschiedlich tief in der Szene drinsteckten, sozialpädagogisch tätig sein kann. Und ist der Auftrag desjenigen, mit dem wir es jetzt hier im Haus zu tun haben, klar ein parteipolitischer? Wer will zielgerichtet Konfrontation oder die Pädagoginnen und Pädagogen vor den Augen der Anderen bloßstellen?

Wie homogen oder heterogen hinsichtlich ihrer Einstellungen waren die Gruppen, mit denen Sie gearbeitet haben, zusammengesetzt? Welchen Anteil an Ihrer Arbeit hatten Jugendliche, die sich nicht als rechtsextrem definierten?

Christian Schwakenberg: Es gab anfangs eine paritätische Aufteilung in unserem Streetwork-Ansatz. Man konnte es schon an den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Projekt festmachen: fünf Streetworkerinnen und Streetworker, zwei Linke, zwei Rechte und einen Overhead, der das zusammenfügte. Das zeigt auch ein bisschen die Polarisierung.

War es eine Polarisierung oder waren es heterogene Gruppen?

Christian Schwakenberg: Ich denke, die Gruppen waren ideologisch am Anfang relativ eng beieinander. Als ich später dazukam, hatte sich das schon ein bisschen aufgelöst. Das ging aber auch relativ schnell, dass sich diese Gruppierungen gegenüber Leuten geöffnet haben, die einfach über Kumpel dazukamen, selbst aber keine ideologischen Vorstellungen hatten. Das passierte relativ schnell, aber das war im Vorfeld politisch sehr klar definiert. Die Verfestigung innerhalb der Gruppe war allerdings doch sehr differenziert.

Rolf Hanselmann: Bei uns war es anfangs so, dass die Gruppe, die wir im Streetwork aufgesucht hatten, sehr heterogen war. Es gab einen engeren Zirkel und entsprechend der verschiedenen Plätze im Neubaugebiet waren die Jugendlichen teilweise sehr unterschiedlich. Man hat bestimmte Jugendliche an den Orten immer wieder getroffen, weil die gut vernetzt waren. Aber es kamen aus den unterschiedlichen Bereichen der Neubaugebiete immer wieder andere mit dazu.

»Es gab zu der Zeit unglaublich viele Skinhead-Konzerte.«

Das gilt vor allem für die Konzert-Tourismus-Geschichten, die damals gelaufen sind. Es gab zu der Zeit unglaublich viele Skinhead-Konzerte und die Gruppe der Besucher war fast immer dieselbe. Anders war es zum Beispiel, wenn wir Kanutouren, Fußballturniere oder andere erlebnispädagogische Maßnahmen angeboten haben. Dann war es immer sehr interessenorientiert und die Gruppen mischten sich auch stärker. Da kam jemand mit, der sagte: Ach, komm du doch mit! Hast du nicht Lust, wir fahren jetzt mit dem Boot ein Stück weit die Elbe runter. Damit will ich sagen, dass es auf der einen Seite stark ideologische Geschichten gab mit einem engeren Kern, der immer der gleiche war. Und dann gab es auf der anderen Seite konkrete Projekte, die wir angeboten haben, die sehr stark interessengeleitet waren.

Die Jugendlichen, die zu der Zeit bei uns gewesen sind, waren allerdings meist klar und deutlich entweder Sympathisantinnen und Sympathisanten oder selbst starke Verfechterinnen und Verfechter von rechtsradikalen Ideologien. Egal ob sie sich selbst zum engeren Zirkel zählten oder nicht. Nur ihr Verhältnis zu Gewalt und zur Gewaltakzeptanz war sehr unterschiedlich ausgeprägt.

Dr. Peter Steger: Das war bei uns keine homogene Gruppe. Die sind gemeinsam aufgewachsen und kannten sich teilweise aus der Schule. Da haben die sich nicht gegenseitig ausgegrenzt.

»Die waren auf diesen Germanenkult aus und haben mich die »Edda« lesen lassen. Da hab ich fünfzig Seiten geschafft und dann aufgehört, weil ich da nicht mehr durchsah.«

Die Jugendlichen, die sich zur rechten Szene zugehörig fühlten, waren schon in sich sehr differenziert. Es gab Leute, die haben sich für das »Dritte Reich« und für bestimmte Nazi-Führer interessiert. Die wollten von sich aus nach Buchenwald fahren.

Dann gab es welche, die haben mit dem Rudolf Hess nicht viel am Hut gehabt. Die waren auf diesen Germanenkult aus und haben mich die »Edda« lesen lassen.

Da hab ich fünfzig Seiten geschafft und dann aufgehört, weil ich da nicht mehr durchsah. Die waren auf diesem Gebiet ziemlich firm und auch sehr neugierig.

Und dann gab es die Subkulturellen, die sich für die Musik, die Klamotten und diese ganzen Sachen interessiert haben und eigentlich überhaupt nicht für das »Dritte Reich«. Die wollten einfach Spaß haben und ihre Musik hören. Es waren auch zwei Punks dabei und zwei Gymnasiastinnen. Da hab ich mich immer gefragt, wie das funktionieren kann. Aber das hat deshalb funktioniert, weil die Reibungsflächen nicht so groß waren. Jugendliche unterhalten sich nicht den ganzen Tag über Ideologie, sondern wollen ihre Freizeit mit Spaß verbringen.

Der Klub war jeden Tag offen. Die konnten jeden Tag nach Lust und Laune kommen. Die hatten dort Sportmöglichkeiten, die sie sich selbst geschaffen haben. Die haben sich selbst Fitnessräume gebaut. Die konnten kochen. Auch in der Musik haben sie sich geeinigt. Dann hat eben der eine eine Weile seine Mucke gespielt und dann haben die anderen eine Weile ihre gespielt. Wenn man gemeinsam Sport treibt, sind die Reibungsflächen auch nicht groß. Da redet man nicht über Politik, da spielt man Fußball. Wir haben viele Abenteuersportsachen gemacht. Wir sind nach Holland Segeln gefahren und wir sind mit denen geflogen. Es war immer ziemlich gemischt, da verträgt man sich gut.

»Die sind so politisiert, dass die unaufhörlich ihr Zeug besprochen haben wollen.«

Interessant war aber, dass vor allen Dingen die Rechten ein relativ großes Interesse hatten, politisch zu diskutieren. Die sind sehr politisiert. Die Auffassung, mit denen kann man nicht reden, die sind alle doof, stimmt nicht. Die sind so politisiert,

dass die unaufhörlich ihr Zeug besprochen haben wollen. Und wenn du eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut hast und die merken: Der will uns jetzt nicht umdrehen, dann bist du ein geschätzter Diskussionspartner.

»Beim Skinhead ist die Bierbüchse ja angewachsen.«

Wir waren auch ziemlich viel im Bildungsurlaub. Auch da hat die Reibungsfläche nicht zum Zerreißen der Gruppen geführt. Es war bekannt, dass die linken Gymnasiastinnen

nicht so denken wie die Rechten. Die haben einfach dageengehalten. Das hat aber dann nicht zu einer Prügelei geführt, weil die abends eben wieder zusammen Fußball gespielt oder einen gesoffen haben. So funktioniert das. Beim Skinhead ist die Bierbüchse ja angewachsen. Alle diese Jugendschutzsachen, die man von uns verlangt hat! Wenn einer von mir verlangt, ich soll mich mit Rechtsextremisten beschäftigen, kann man nicht gleichzeitig verlangen, dass ich das Bier abschaffe. Das ist unsinnig. Das muss man natürlich auf die eigene Kappe nehmen.

Einflüsse gab es aus Richtung der Autonomen Nationalisten. Aber das ist noch gar nicht so lange her, das war eigentlich erst nach dem AgAG. Die Einflüsse von Parteien, bis auf die FAP, waren auch gering. Ich habe klare Kante gezeigt und gesagt: Wenn es hier Rekrutierungsversuche gibt und wenn irgendwie Nazis versuchen, hier reinzukommen und Gespräche anzufangen, schmeißen wir die sofort raus. Und wenn ihr darauf reinfällt, mach ich den Laden zu! Die haben den Laden selbst geschützt. Denen war völlig klar, dass sie selbst dafür sorgen müssen.

Die Parteichefs haben sich nicht an mich gewandt. Die haben versucht, einfach mal zu schauen, wen man hier so treffen kann. Es gab einige Fälle, wo einer in einem langen Mantel kam, der nur mal schauen wollte, wer so in diesem Sportjugendklub ist. Da habe ich gar nichts sagen müssen, das haben die Jugendlichen selbst geklärt.

Welche Rolle hat der Rechtsextremismus für diese Jugendlichen gespielt? Woher kam die Faszination für den rechtsextremen Lifestyle? Warum war Rechtsextremismus für die Jugendlichen ein Thema?

»Es ging darum, genau das Gegenteil von dem zu tun, was in der DDR staatstragende Politik war.«

Rolf Hanselmann: Es war auf der einen Seite ein Stück weit auch Protest. Es ging darum, genau das Gegenteil von dem zu tun, was in der DDR staatstragende Politik war. Zudem war es ein Lifestyle, der zu dem Zeitpunkt nicht nur in Deutschland

aufgekommen ist. Die Skinhead-Bewegung hatte international insbesondere in der medialen Wahrnehmung ein Level erreicht, das sie aus meiner Sicht danach nicht mehr erreicht hat. Zudem bot die rechtsradikale Szene eine Sündenbocktheorie gegenüber all jenen, die vermeintlich schwächer waren, die sich als Schuldige für ihre missliche Lebenslage anboten, insbesondere Migrantinnen und Migranten. Es war für viele Jugendliche was ganz Neues, auf einmal arbeitslos zu sein, keine Orientierung zu haben und nicht an die Hand genommen zu werden. Auf einmal war nichts mehr. Und jetzt kommt erst einmal klar damit!

Da war der Rechtsradikalismus ein falsches Vorspielen und Vorgaukeln von ideologischen Strickmustern, von der Kameradschaft, die die Jugendlichen ein Stück weit gesucht haben. Durch diese rechte Ideologie war zudem eine Demonstration von Macht möglich. Wenn eine Horde Skinheads durch Neu-Olvenstedt marschiert ist, wechselten die Leute die Straßenseite. Damit konnte man sein Selbstwertgefühl wieder aufbauen, ohne bestimmte Sachen tiefgründig zu hinterfragen.

»Man konnte provozieren, man konnte laut sein, man konnte brüllen. Sie waren die Schmuttelkinder, mit denen keiner spielen wollte.«

Die Skinhead-Kultur jenseits vom Rechtsradikalismus war zuallererst eine Working-Class-Kultur. Es galt also back to the roots. Durch das äußere Erscheinungsbild hatte sie einen hohen Wiedererkennungswert. Und zugleich war sie die Verkörperung einer sehr männlich dominierten,



unwahrscheinlich martialischen Musikkultur. Man konnte provozieren, man konnte laut sein, man konnte brüllen. Sie waren die Schmuttelkinder, mit denen keiner spielen wollte. Zugleich war es in breiten Schichten der Bevölkerung akzeptiert, dass sie so waren, wie sie waren. Das haben sie natürlich gespürt und das haben sie uns immer wieder zu verstehen gegeben.

Es ging also darum, sich als eigentliche Vollstreckerinnen und Vollstrecker der öffentlichen Meinung zu sehen?

Rolf Hanselmann: Die Jugendlichen haben einmal zu mir gesagt: Was willst du eigentlich, Rolf? Guck mal, da hinten, die hinter den Gardinen stehen. Wir machen nur genau das, was die sich nicht trauen. Und manche sagen uns das sogar. Das hat sich mir eingeprägt. Sie haben ja

»Sie haben ja nicht umsonst Beifall bekommen, in Rostock-Lichtenhagen oder in Hoyerswerda.«

nicht umsonst Beifall bekommen, in Rostock-Lichtenhagen oder in Hoyerswerda.

Wenn die Jugendlichen aus der rechtsradikalen Szene bzw. der Skinhead-Szene damals gemerkt hätten, dass das, was sie tun, überhaupt

nicht anerkannt ist und auf weite Ablehnung stößt, hätte es niemals diese Ausmaße gehabt und diese Bedeutungshoheit erlangt. Darum ist das zivilgesellschaftliche Engagement sicherlich sehr wichtig. Es muss letztendlich aber auch so getragen werden. Ansonsten ist es nur gewollt, aber nicht immer gut gemacht.

Christian Schwakenberg: Dieses Gefühl der Jugendlichen, dass das, was sie tun, von einer nicht definierten, aber vorhandenen Menge an Menschen mitgetragen wird, kann ich nur wiederholen. Wir machen das, was andere eigentlich auch denken, sich nur nicht trauen. Das ist sicherlich ein ganz entscheidender Faktor.

Aber was hat jetzt einen 14-, 15-jährigen Jugendlichen in Cottbus dazu bewogen, sich für Rechts-extremismus, für die Ideologie, für den Lifestyle zu begeistern?

Christian Schwakenberg: Viele Sachen, die eben schon angeführt wurden, treffen auch auf Cottbus zu. Die Macht und diese Präsenz, die man in dieser Szene hat, sind sicherlich sehr wichtig. Wenn man über die Straße geht und alle anderen kuschen, alle anderen wechseln die Straßenseite. Das hat für viele Jugendliche einen ganz großen Reiz ausgemacht. Wenn ich mich da anschließe, dann bin ich wer. Ich habe meine Bomberjacke an, meine Stiefel, meine Kumpels. Ich fühl mich gut! Das hatte einen sehr großen Einfluss auf viele Jugendliche.

Rolf Hanselmann: Wenn ich mich denen anschließe, bin ich bei den Siegern.

Dr. Peter Steger: Ich habe mir bei der Frage, warum sind die Jugendlichen in der Szene drin, angewöhnt, das in zwei Kategorien einzuteilen. Die Attraktivität der Szene hängt mit einem Nutzwert zusammen. Aber wenn man dahinter guckt und nach dem wirklichen Grund fragt,

»Die Attraktivität der Szene hängt mit einem Nutzwert zusammen.«

warum die in der gewaltbereiten, aggressiven rechten Szene landen, kommt man über diese Nutzwerte nicht ran. Da gibt es andere Primärfaktoren.

Das »Dritte Reich« hat etwas unheimlich Faszinierendes. Manche fasziniert eben nicht Wladimir Iljitsch Lenin, sondern Adolf Hitler. Nehmen Sie das Fernsehprogramm einer Woche. Es gibt kaum eine Woche, wo es nicht mindestens ein, zwei Dokumentarfilme über Adolf Hitler in allen möglichen Zusammenhängen gibt. Das hat eine gewisse Faszination für die Jugendlichen. Das Inflationäre in der Darstellung von Adolf Hitler und dem »Dritten Reich« hat eine Riesenrolle gespielt.

Rolf Hanselmann: Damals sind dann auch die Fanzines aufgekommen.

Dr. Peter Steger: Wenn man aggressiv veranlagt ist, sucht man sich eine Szene, die dazu passt und wo man das ausleben kann. Es ist ja nicht so, dass diese Menschen Geschichte studieren

»Wenn du in einer rechten Gruppe bist, kannst du Selbstbewusstsein zum Nulltarif tanken.«

wusstsein zum Nulltarif tanken. Du musst nichts leisten, sondern brauchst nur dazugehören, dann wirst du verteidigt. Dann fühlst du dich unheimlich stark, weil du ja die größte deutsche Nation vertrittst. Das hat einen sehr starken Nutzwert. In der Regel sind das bildungsferne Jugendliche, die sonst relativ erfolglos sind. Aber sobald die in der Gruppe sind, haben die ein Stärke-Image.

Sie sprechen vor allem über männliche Jugendliche. Wie sah es denn mit Frauen oder Mädchen in der Arbeit damals aus?

Rolf Hanselmann: Wir hatten relativ wenig Mädchen bei uns in der Gruppe. Die kamen meistens als Anhängsel von Jungs mit. Bei uns waren es 90 Prozent Jungs. Ich erinnere mich an zwei

»Ich erinnere mich an zwei Mädchen, die waren hinsichtlich der Gewalt extremer als so mancher Junge.«

Mädchen, die waren hinsichtlich der Gewalt extremer als so mancher Junge. Aber ansonsten war es eine klar männerdominierte Gruppe.

Die Mädchen, die dabei waren, waren ideologisch ähnlich drauf wie die Jungs. Manche bezeichneten sich

auch als »Renée«, also als weibliches Pendant zu den Skinheads. Das merkte man auch am äußeren Erscheinungsbild. Alle anderen Mädels waren relativ normal gekleidet. Manche hatten mitunter auch eine Bomberjacke an. Im Gegensatz zu den Jungs war für sie der berufliche Werdegang aber klar abgesteckt. Die hatten meistens eine Ausbildung oder waren mit der Schule gerade fertig geworden und waren klar und deutlich auf der Suche nach bestimmten Berufsfeldern.

Christian Schwakenberg: Auch bei uns gab es vereinzelt Mädchen. Von der Anzahl her waren es ganz wenige. Die weiblichen Jugendlichen tummelten sich eher in den linken Szenen, im rechten Bereich waren es deutlich weniger.

Dr. Peter Steger: Wir waren ein männlich dominierter Klub. Als Freundinnen tauchten teilweise auch rechtsorientierte Mädchen auf, die aber keinerlei Interesse an dem hatten, was wir angeboten haben, an Sport oder politischer Bildung. Die haben sich gefragt, wer jetzt der starke Beschützer war. Dem haben die dann oft erzählt, was sie in der S-Bahn gerade von Türken erleiden mussten.

Wir haben uns dann schnell als Jungenprojekt definiert, damit nicht immer die Frage aufkam, was wir eigentlich mit Mädchen machen würden. Es gab auch relativ viele Wechsel in den Beziehungen. Das hat teilweise zu Prügeleien geführt, wenn plötzlich die Freundin zu einem anderen übergeht. Der schlimmste Nazi hat da geheult. Da haben wir das erste Mal gemerkt:

»Was eine große Bedeutung für die Jungs gespielt hat, waren die Probleme mit Väterrollen.«

Mensch, der kann ja heulen! Der war total fertig.

Was eine große Bedeutung für die Jungs gespielt hat, waren die Probleme mit Väterrollen. Es gab fast keinen Jugendlichen, bei dem die Familie intakt war. Entweder der Vater

hatte sich verpieselt und die Mutter war allein. Oder ein Stiefvater, der das Kind eigentlich nicht so sehr geliebt hat, ist aufgetaucht und hat in die Erziehung eingegriffen, teilweise mit sehr viel Gewalt. Es gab auch Jugendliche, die einen unwahrscheinlich schwachen Vater hatten.

Die Sehnsucht nach Väterrollen war für mich ein Primärfaktor, warum die Jungs in der rechten Szene landen. Männerrollen spielen da eine große Rolle, der Führer spielt eine große Rolle,

männliche Rollenspiele und Unterordnung, das alles spielt eine Rolle. Die Jugendlichen haben mir am Anfang des Projekts – da war ich gerade 50 geworden – einen Spitznamen verpasst: Ich war der »Opa«. Weil ich eben relativ alt war. Bis zum Schluss hieß ich der »Opa«. Da hat man gemerkt, was die teilweise suchen.

Wir haben uns über die Bedeutung des Rechtsextremismus bei den Jugendlichen unterhalten, doch wie sieht es mit den Projektmitarbeiterinnen und Projektmitarbeitern aus? Welche Rolle hat Rechtsextremismus für Sie in Ihrer Arbeit mit den Jugendlichen gespielt? Welchen Stellenwert hatte das Thema in Ihren Projekten?

Rolf Hanselmann: Der Rechtsextremismus hat in meiner Arbeit natürlich eine dominante Rolle gespielt, weil er ja omnipräsent war. Nachdem er zuvor in der DDR lange ein Tabuthema war. Erst der Überfall auf die Berliner Zionskirche 1987 hat zum Bruch der öffentlichen Meinung über Rechtsradikalismus in der DDR geführt.

»Erst der Überfall auf die Berliner Zionskirche 1987 hat zum Bruch der öffentlichen Meinung über Rechtsradikalismus in der DDR geführt.«

Es gab für uns im AgAG nur eine Möglichkeit, um überhaupt mit der Thematik und mit der Klientel zu arbeiten, und zwar Learning by Doing. Wir mussten nicht nur Methoden kennenlernen, wie wir mit der Klientel arbeiten können, sondern

wir mussten uns auch mit den Inhalten des Rechtsradikalismus auseinandersetzen. Wir mussten schauen: Welche Ansätze können wir fahren? Was passiert gerade innerhalb der Szene? Was passiert in der ideologischen Ausrichtung der Szene? Und was macht das kulturell mit den Jugendlichen? Die Jugendlichen haben es auch von uns gefordert. Die haben sehr schnell gemerkt, ob wir fit waren oder nicht.

Mitte der 1990er Jahre haben Rechtsradikalismus und das »Dritte Reich« in Europa eine ungeheure mediale Aufbereitung erfahren. Viele Filme haben sich zu der Zeit mit der deutschen Geschichte auseinandergesetzt. Guido Knopp kam zu dem Zeitpunkt auf den Sender. Wir haben die Filme als Medienbox gekauft und mit den Jugendlichen angesehen und diskutiert. Ein weiterer Renner war der Film »Stalingrad«.

Dazu kommt die Problematik der Skinhead-Bewegung. Für uns war es immer ein Phänomen, wenn es Pogues-Konzerte gegeben hat. The Pogues waren als Band sowohl bei den rechts- als auch bei den linksorientierten Skinheads anerkannt. Da haben sich auf einmal alle Kulturkreise der Skinheads getroffen. Ob links, rechts, da gab es einen unausgesprochenen Waffenstillstand. Das musste man wissen. Es gab bestimmte Bereiche, wo wir unwahrscheinlich schnell in der Kürze der Zeit einen Wissenszuwachs erlangen mussten. Ansonsten hätten die Jugendlichen uns einfach an die Wand gespielt.

Dazu kommt der Druck innerhalb der politischen Landschaft. Es gab damals ganz viele Äußerungen von verantwortlichen Bundespolitikerinnen und Bundespolitikern, die kontraproduktiv gewirkt haben und uns das Leben schwer gemacht haben. Stichwort:

Das Boot ist voll. Das ist ein geflügeltes Wort geworden.

»Es gab eine pragmatische Notwendigkeit, unsere Arbeit als experimentelle Jugendarbeit aufzufassen, zu experimentieren und sich zu korrigieren.«

Dr. Peter Steger: Dieses Learning by Doing war nicht unbedingt ein Nachteil. Ich habe auch mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern

aus West-Berlin zu tun gehabt, die waren nicht etwa besser auf die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus vorbereitet, bloß weil sie Sozialpädagogik studiert hatten. Es gab eine pragmatische Notwendigkeit, unsere Arbeit als experimentelle Jugendarbeit aufzufassen, zu experimentieren und sich zu korrigieren. Das wurde durch hervorragende Austauschmöglichkeiten innerhalb des AgAG und mit umfangreicher Hilfe des IFFJ begleitet. Die Ministerin Angela Merkel selbst hat sich damals bei den vom Jugendministerium veranstalteten Programmtagen vor die AGAG-Projekte gestellt. Es gab damals hervorragende Bedingungen für den



Erfahrungsaustausch. Das ist alles weggebrochen. Der Diskurs ist nach dem Ende des AgAG-Programms abgebrochen.

Rolf Hanselmann: Eines muss man Frau Merkel zugute halten. Das Programm sollte nach der Hälfte der Zeit kippen, weil der öffentliche Druck so groß war. »Glatzenpflege auf Staatskosten« war eine Schlagzeile einer großen deutschen Zeitung und wurde zum geflügelten Wort. Frau Merkel hat sich als Jugendministerin hinter dieses Programm gestellt. Helmut Kohl wollte es eigentlich nicht mehr. Und sie hat es damals geschafft, sich durchzusetzen.

Dr. Peter Steger: Bei mir hat der Rechtsextremismus auch eine persönliche Rolle gespielt. Ich bin 1943 geboren. Mein Vater war sechs Jahre im Krieg und Verwandte sind gefallen. Und plötzlich rennen nach der Wende in Lichtenberg Leute in diesen Klamotten herum, finden Rudolf Hess wunderbar, sagen: In Auschwitz sind keine Juden umgekommen. Da habe ich mich gefragt, was nun los ist. Das war für mich ein ganz starkes persönliches Motiv, in die Arbeit

einzusteigen und zu sagen: Na, mal sehen, was man hier machen kann. Die kann man doch nicht so rumlaufen lassen.

Dazu kommt natürlich, dass wir damals einfach eine Arbeit gesucht haben. Da spielt der Zufall eine Rolle.

»Aber mich hat interessiert, was diese Jungs dazu bringt, Rudolf Hess gut zu finden.«

Wir hätten auch in einer Versicherung landen können. Es gibt viele, die schnell einen Lehrgang gemacht haben. Aber mich hat interessiert, was diese Jungs dazu bringt, Rudolf Hess gut zu finden.

An der einen oder anderen Stelle ist es schon angeklungen, was Sie mit den Jugendlichen in Ihren Projekten gemacht haben, wenn Sie von Kanutouren oder von Bildungsfahrten gesprochen haben. Da würde ich gerne noch mal nachhaken. Wie hat man sich die Arbeit in den AgAG-Projekten mit den Jugendlichen ganz konkret vorzustellen? Wie haben Sie in Ihren Projekten mit den Jugendlichen gearbeitet?

Rolf Hanselmann: Wir haben auch viele Bildungsangebote zu verschiedenen Themen angeboten, zur deutschen Geschichte oder zur Geschichte der Skinhead-Kultur. Wir waren mit den Jugendlichen auf einer Bildungsreise in London im East End. Das war ein unwahrscheinlich lehrreicher Prozess. Lehrreich zum einen, weil wir nur eine begrenzte Platzkapazität hatten. Die Jugendlichen mussten selbst entscheiden, wer mit darf und wer nicht. Wir haben die Regeln vorher ganz konkret abgesprochen. Die Jugendlichen mussten einen relativ hohen Teilnahmebeitrag bezahlen, obwohl das AgAG relativ gut ausgestattet war.

Es gab nicht eine einzige Auffälligkeit bei der Reise. Vorher gab es eine Reise einer linken Jugendgruppe nach Skandinavien. Die sind hinterher bei der Fährorganisation zur Persona non grata erklärt worden. Das haben unsere Jugendlichen gewusst. Da haben die gesagt: Rolf, das passiert dir mit uns nicht! Die haben die erste Flasche Bier und den ersten Schnaps erst aufgemacht, als wir drüben waren und jemand Geburtstag hatte. Von dieser Reise haben die noch ganz lange geschwärmt.

»Die haben zu uns gesagt: Wir würden jetzt doch hier lieber gehen! Wir sind hier nicht so sehr erwünscht!«

Da haben die Jugendlichen erst einmal festgestellt, wo ihre Wurzeln eigentlich herkommen, dass es auch schwarze Skinheads gibt, dass es auch anders orientierte Skinheads gibt. Die finden das gar nicht so gut,

wenn Boneheads, also rechtsextreme Skinheads, in ihre Einrichtung einreiten. Wir waren im East End in einem Klub. Und nach einer halben Stunde haben wir festgestellt, dass unsere Jugendlichen unruhig wurden. Die haben zu uns gesagt: Wir würden jetzt doch hier lieber gehen! Wir sind hier nicht so sehr erwünscht! Da hat man gemerkt, wie es im Umfeld unruhig wurde. Wir haben dann organisiert den Rückzug angetreten. Das war eine sehr spannende Geschichte.

Eine andere Geschichte war eine Kanutour im Spätherbst. Da war draußen schon Frost. Damals herrschte eine große Spannung innerhalb der Gruppe. Hintergrund war unser Versuch, die Einrichtung auch für andere Jugendliche außerhalb der Skinszene zu öffnen. Dies wurde von den Skins sehr kontrovers betrachtet. Sie hatten einen großen Besitzanspruch am Klub, denn es

war »ihr Klub«, den sie sich durch den Aufbau sozusagen »erworben« hatten. Wir haben dann nach sehr heftigen Debatten den Klub vorübergehend geschlossen. Um den Kopf freizubekommen, haben wir die Kanutour angeboten. Da haben wir das Thema Klientelerweiterung mit den

»Wenn der Mob einreitet, dann kannst du das nicht mehr steuern.«

Jugendlichen in Ruhe außerhalb des Hauses besprochen. Ich weiß noch, dass es so kalt war, dass morgens, wenn wir aus unseren Zelten kamen, Reif auf den Feldern lag.

Wir haben sehr viel mit Regeln gearbeitet. Wir haben die Regeln von den Jugendlichen selbst festlegen lassen. Und diese Regeln haben wir im Haus auch transparent gemacht. Die Jugendlichen haben sich meistens auch daran gehalten. Wir haben sehr stark im Bereich Einzelfallhilfe agiert, als Unterstützung bei Behördengängen oder um jemanden in eine ABM- oder eine SAM-Maßnahme zu bekommen. Wir haben sehr stark mit der Jugendgerichtshilfe zusammengearbeitet. Wir hatten eine gute Zusammenarbeit mit dem Jugendamt in Magdeburg, das sich damals ebenfalls erst im Aufbau befand. Wir hatten zu dem Zeitpunkt auch einen großen Rückhalt beim Jugendamtsleiter.

Wir haben damals auch gelernt, dass die Jugendlichen diese Einrichtung für sich selbst als Schutzraum benutzt haben. Und sie haben auch uns als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geschützt. Hierzu fällt mir ein konkretes Beispiel ein. Es gab regelmäßig Konzerte, was wir bei uns im Haus meistens unterbunden haben. Weil es die Räumlichkeiten nicht hergaben und weil wir der Meinung waren, dass wir das nicht kanalisieren können. Wenn der Mob einreitet, dann kannst du das nicht mehr steuern.

Wir haben uns einmal von Leuten aus der Szene breitschlagen lassen und erlaubt, dass zwei Bands spielen dürfen. Wir haben aber vorher bestimmt, welche Titel laufen dürfen. Die haben uns wirklich eine Titelliste vorgelegt. Das war alles gut vorbereitet und abgesichert. Und dann

»Da können Sie sich vorstellen, was da los ist, wenn Sie 250 Skinheads in einem Raum haben, alkoholisiert, mit Hakenkreuzen in den Augen.«

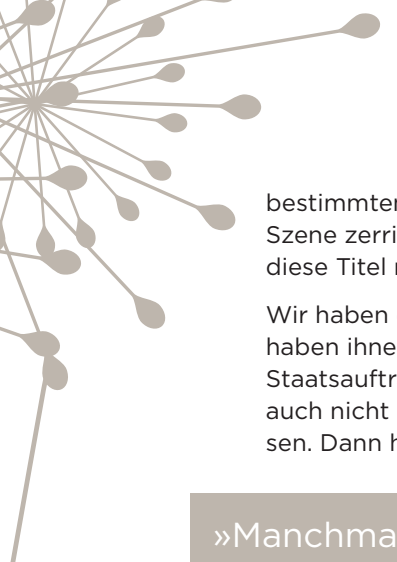
ritt dieser Mob aus Wolfsburg oder Braunschweig ein und ruckzuck war die Bude voll. Alkohol spielte eine Rolle und die Stimmung kippte. Wir hatten dann eine extrem aggressive Stimmung und dann sind Titel gefallen, die auf dem Index standen. Und die Band spielte diese Titel. Da haben ich und meine Kollegen uns angeschaut und gesagt: Was machen

wir jetzt? Dann können wir morgen hier zumachen. Ringsum war der Staatsschutz unterwegs. Unsere Einrichtung war gesichert wie eine Festung. Wir hatten das Konzert vorab mit der Polizei abgestimmt. Das wussten die Jugendlichen auch; Transparenz war hier ganz wichtig. Wir haben dann den Sicherungsschalter umgelegt und das Ding auslaufen lassen. Da können Sie sich vorstellen, was da los ist, wenn Sie 250 Skinheads in einem Raum haben, alkoholisiert, mit Hakenkreuzen in den Augen. Die spielen Titel, die verboten sind, und auf einmal fällt der Strom aus. Die wissen genau, wer der Verantwortliche ist. Ich habe mich selten so unwohl gefühlt wie in dieser Situation.

Und dann habe ich etwas erlebt, was ich danach nie wieder erlebt habe. Unsere Skinheads bildeten zwischen uns und den anderen Jugendlichen eine Schutzwand: Ihr fasst unsere Leute nicht an! Das klären wir! Dann gab es das obligatorische Gemurre und Gemaule. Das Bier wurde ausgetrunken und die zogen irgendwann ab.

»Unsere Skinheads bildeten zwischen uns und den anderen Jugendlichen eine Schutzwand: Ihr fasst unsere Leute nicht an! Das klären wir!«

Wir haben das dann hinterher mit unseren Jugendlichen ausgewertet. Das war ein wichtiger Schritt, über das Einhalten von Abmachungen und Regeln zu sprechen. Aber hier wurde auch deutlich, wie schwierig es ist, Leute aus der Szene für die Arbeit mit einzubinden. Das ging aus unserer Erfahrung nur bis zu einem



bestimmten Punkt, weil die zwischen unseren Ansprüchen und Auflagen und dem Druck der Szene zerrieben wurden. Das konnten die gar nicht aushalten. Hätten die gesagt: Wir spielen diese Titel nicht, wären sie vor den anderen die Looser gewesen.

Wir haben den Jugendlichen dann gesagt: Hier in unserem Haus gibt es kein Konzert mehr. Wir haben ihnen gespiegelt, dass das auch zu ihrem Schutz stattfindet und dass wir auch einen Staatsauftrag haben, bestimmte Regeln einzuhalten, ganz davon abgesehen, dass es juristisch auch nicht haltbar gewesen wäre und wir am nächsten Tag den Klub hätten dichtmachen müssen. Dann hätten sie auch ihren Schutzraum verloren. Das haben die Jugendlichen irgendwann

»Manchmal sagten sie das auch offen, weil sie uns testen wollten. Manchmal kamen eher versteckte Botschaften.«

akzeptiert. Dieses ganz konkrete Aushandeln und Spiegeln von Verhaltensweisen war ein ganz wesentlicher Aspekt in der Arbeit.

Ein wesentlicher Aspekt war auch der Umgang mit Recht, Sozialrecht zum Beispiel, aber auch das Straf-

recht im Umgang mit verbotenen Symbolen. Das war eine Gratwanderung, die letztendlich auch für das Gelingen oder Scheitern des Projektes mit verantwortlich war. Ein wichtiger Punkt in der Arbeit war auch der Umgang mit Gewalt. Als Mitarbeiterin und Mitarbeiter kriegte man mit, was die Jugendlichen so vorhatten. Manchmal sagten sie das auch offen, weil sie uns testen wollten. Manchmal kamen eher versteckte Botschaften. Es war klar, dass wir dann die Polizei darüber informieren würden. Wir wollten nicht mit dem Makel leben, eventuell für eine Straftat verantwortlich zu sein, nicht juristisch und auch nicht moralisch.

Christian Schwakenberg: Wir haben in Cottbus in verschiedenen Stadtteilen einzelne Container oder Bauwagen aufgestellt, wo sich Jugendgruppen treffen konnten. Die hatten eigenverantwortlich einen Container oder einen Bauwagen als Treffpunkt für sich. Unsere Infrastruktur hat damals nicht viel hergegeben. Es gab nur ein paar Klubs, wo man sich aufhalten konnte. Aber diese Szenejugendlichen hatten relativ wenig überdachte Räumlichkeiten, wo es im Winter warm war. In den Bauwagen oder Containern waren verschiedene Jugendgruppen drin, das waren Linke, Rechte, Stinos.

Da liefen natürlich ganz viele Sachen einfach ab, die wir auch rechtlich aufarbeiten mussten. Was darf man? Was darf man nicht? Warum nicht? Wo kommt das her? Vieles geschah situationsgebunden, weil die Themen gerade anstanden.

» ... kam mir natürlich als Erster ein großer Skinhead entgegen, der sich verabschiedete. Dose Bier in der Hand, links den Pitbull, mit »Führergruß«.

Wir sind als Streetworkerinnen und Streetworker immer zu zweit gelaufen. Mein Kollege hatte einen Container in Sachsendorf, in dem die Rechten drin waren. Ich komme aus dem Westen, bin klassisch links sozialisiert. Da kann ich mich gut an eine

kritische Situation erinnern. Ich habe einen Container besucht, da fiel mir gerade noch rechtzeitig ein, mein Pali-Tuch auszuziehen und in die Jacke zu stopfen. Als ich in den Container rein wollte, kam mir natürlich als Erster ein großer Skinhead entgegen, der sich verabschiedete. Dose Bier in der Hand, links den Pitbull, mit »Führergruß«. Der ganze Container brüllte zurück. Das ging gut los.

Ich bin dann relativ locker reingegangen. Ich hatte meinen Kollegen dabei, der die Jungs schon länger kannte. Dann saßen wir drin, er hat mich vorgestellt und alles lief ganz gut. Auf einmal zuckelte dann einer von den organisierten Rechten an meiner Tasche und sagte: Was ist das denn? Ich hatte dann ungefähr eine tausendstel Sekunde Zeit, mir was zu überlegen. Und da hab ich einfach nur gesagt: Das ist ja wohl ein Pali-Tuch. Brauchst du das jetzt oder können wir das wieder zurücktun? Dann guckte er mich an, wartete eine Sekunde, dann war das Eis gebrochen.

Da wurde nicht groß drauf rumgeritten, dass ich ein Linker war. Das war dann einfach so. Ich hatte natürlich den Vorteil, dass ich mit dem Kollegen reinkam, der in der Szene bekannt und als Streetworker etabliert war. Da wurde mir aber deutlich, da reinzukommen ist gar nicht so

schwer, wie man sich das vielleicht manchmal vorstellt. Man muss nur eine gewisse Hemmschwelle überschreiten.

Dr. Peter Steger: Das Pali-Tuch ist später bei den Autonomen Nationalisten ja sehr modern geworden. Aber das war nach AgAG.

Hatten Sie für Ihre Arbeit mit den Jugendlichen eine Zielsetzung, wo die Arbeit hinführen sollte und was Sie erreichen wollten?

Dr. Peter Steger: Erst einmal musst du überhaupt sagen, was du machst. Dann ergibt sich vieles. Wir hatten einen offenen Klub, ein Haus mit einem großen Hinterhof. Damit war klar: Die Jugendlichen konnten nach Lust und Laune zusammen sein, selbstbestimmt ihre Musik hören, ihr Bierchen trinken und mussten dabei natürlich Regeln einhalten. Die habe ich aber nicht an die Wand geschrieben. Es war klar, wer hier irgendwie mit dem Messer agiert, der fliegt raus. Die wollten ihren Klub niemals in Frage stellen. Deshalb haben die auch meistens alle Regeln

»Natürlich musst du ab und zu jemanden rausschmeißen, wenn sie es mit der Sauferei übertreiben.«

eingehalten. Natürlich musst du ab und zu jemanden rausschmeißen, wenn sie es mit der Sauferei übertreiben. Aber das ist alles nicht so problematisch.

Das Einhalten von Regeln im Klub war also ein Ziel?

Dr. Peter Steger: Vor allem haben wir den Jugendlichen die Woche strukturiert. Wir hatten zum Beispiel feste Sporttermine, wo wir in einer Halle Fußball gespielt haben. Das war natürlich sehr populär. Bei uns im Hinterhof gab es auch eine Kletterwand. Dann gab es eine Jahresstruktur. Wir sind mehrfach mit denen weggefahren, ins Zeltlager oder zum Segeln, Surfen, Fliegen. Dafür waren die Mittel vor allem auch aus Spenden da. Dann waren wir jedes Jahr im Bildungsurlaub. Die Jugendlichen waren da sehr diskussionsfreudig. Lebenshilfe haben wir den Jugendlichen angeboten. Natürlich gab es viel Zusammenarbeit mit der Jugendgerichtshilfe. Ich bin selbst als Bewährungshelfer mitgelaufen. Die Jugendlichen sind doch lieber zu uns gekommen als zur Jugendgerichtshilfe.

»Wir haben immer aus unseren Projektmitteln die Pokale bezahlt und die Türken haben sie immer gewonnen.«

Was immer spannend war, waren Fußballturniere. Die Türken in Berlin sind ja die »Hauptfeinde« gewesen; die Jugendlichen hatten natürlich keinen Bock, mit denen ihre Freizeit zu verbringen. Aber auf Fußballturniere waren sie scharf. Nicht um Völkerfreundschaft zu schließen, sondern um gegen die Türken zu gewinnen. Das Dumme war nur: Wir haben immer aus unseren Projektmitteln die Pokale bezahlt und die Türken haben sie immer gewonnen. Da musste ich auch lernen, das kannst du nicht jede Woche machen! Da steigt der Frust.

Ich habe erstaunt gemerkt, dass man sich mit den Jugendlichen überall zeigen kann. Du kannst ins Ausland fahren, wenn es darauf ankommt, handeln die tatkräftig und diszipliniert für den Klub. Wir sind mit denen Segeln gefahren, da hatte ich selbst gar nichts zu tun. Die haben rackern wollen. Ich war stolz darauf, wie die sich im Griff hatten und wie gut die mitmachten. Das heißt nicht, dass sie nicht auch mal ausflippten und einen zu viel saffen.

Man muss aber auf Zufälle vertrauen können. Es gibt bei Jugendlichen heimliche Veränderungen. Es gibt keine einfache Ziel-, Methoden-, Ergebnisrelation. An heimliche Veränderungen muss man glauben. Man darf sich nicht einbilden, irgendwelche Ziele sind direkt zu erreichen. Bei mir ist einer aus der JN ausgetreten. Wenn du mich am Tag vorher gefragt hättest, hätte ich gedacht, der bleibt treu bis zu seinem Lebensende. Da gibt es heimliche Gedanken, die der vor seinen Kumpels noch gar nicht äußern kann. Wenn man den Jugendlichen Vertrauen schenkt und die Regeln klar macht, verhalten die sich ziemlich verantwortlich.

»Wenn man den Jugendlichen Vertrauen schenkt und die Regeln klar macht, verhalten die sich ziemlich verantwortlich.«

Die haben sich aber durchgesetzt, also bin ich mit denen in das linke Lager gepaddelt. Die Linken wollten dann mit auf unsere Insel kommen. Da sind dann vielleicht 30 linke Jugendliche auf unserer Insel gelandet. Und es passierte gar nichts.

Die haben dann in Kleingruppen diskutiert, ein rechter Jugendlicher und so drei, vier linke Jugendliche. Die haben die ganze Nacht bis früh um drei, vier nur diskutiert. Jeder hat hinterher sein Auftreten als Sieg gefeiert. Dann haben die selbst noch ein Fußballturnier organisiert. Unsere Jugendlichen haben wieder verloren. Dann kam einer von den Falken mit einer Fahne der Falken. Da hat einer von unseren Jugendlichen seine Montur angezogen und ist mit der schwarz-weiß-roten Fahne rumgelaufen. Das sind alles Momente, wo du fragst: Musst du jetzt einschreiten?

Christian Schwakenberg: Mit welchen Zielen soll man denn an die Arbeit gehen? Mit ganz simplen? Wir drehen jetzt 50 von 250 Rechtsradikalen um? Das kann man nur ganz schwer

»Mit welchen Zielen soll man denn an die Arbeit gehen? Wir drehen jetzt 50 von 250 Rechtsradikalen um?«

greifen. Ich denke, die Ziele sind, solche Dinge auch vernünftig laufen zu lassen. Wir machen hier Projekte verschiedenster Art. Man muss das so hinkriegen, dass dadurch Prozesse entstehen, aus denen diese heimlichen Gedanken bei den Jugendlichen erwachsen. Dass der Jugendliche sieht, dass sich links und rechts vom dem Gleis, auf dem er gerade steht, auch noch was befindet. Wenn man dieses Bewusstsein erreicht und solche Prozesse initiiert, dann kommen die Jugendlichen auch weiter.

Wir sind auch nie mit der Idee rangegangen: Wir müssen die Leute von ihren politischen Gedanken wegholen. Das war nie der Ansatz. Das war sicherlich häufig ein Effekt und dadurch ist es auch eine gute Arbeit geworden. Aber der Ansatz war eher, zu sagen: Was ist deine Situation? Wo bist du denn? Warum bist du so, wie du bist? Und möchtest du was daran ändern? Wie kann ich dir dabei helfen? Das waren Kernfragen.

Wir hatten seinerzeit in Sandow einen Jugendklub, der ursprünglich mit rechten Jugendlichen besetzt war, der sich dann aber komplett verändert hat. Dann waren es »nur noch« die Jugendlichen aus der Umgebung. Da kam dann eine bunte Mischung an Jugendlichen. Das sind Prozesse, die laufen irgendwann, die kann man aber nicht als Ziel definieren. Dann wird es schwierig, weil man sich damit auch angreifbar macht.

Was hat das für einen Sinn, jemandem eine Gehirnwäsche zu verpassen? Was ist das für ein Erfolg, wenn ein Rechter am Ende sagt: Ok, das mit Adolf Hitler ist doch alles Kokolores. Wenn

»Was ist das für ein Erfolg, wenn ein Rechter am Ende sagt: Ok, das mit Adolf Hitler ist doch alles Kokolores.«

der aber zugleich in seinem Verhalten noch völlig eingeschränkt und noch immer latent gewaltbereit ist und die gleichen Fehler auf einer anderen Ebene macht.

Wenn ein Jugendlicher rechtsorientiert ist, kann er im späteren Alter wieder dorthin kommen. Dann wäre

es ein immanentes Ziel zu sagen, der Jugendliche darf nie wieder rechts werden! Da tue ich mich schwer mit Zielen. Man muss sich das Gesamtkonstrukt angucken und fragen, was es gebracht hat. Man kann vielleicht Einzelfälle herausnehmen und dabei bestimmte Dinge beschreiben.

»Wir waren eigentlich nichts weiter als das gute soziale Gewissen.«

szenespezifische Streetworkerinnen und Streetworker angelaufen. Es hat eine Weiterentwicklung stattgefunden und zum Schluss haben wir an den Schulen eine Umfrage zum Drogenverhalten der Jugendlichen gemacht. Dann haben wir mit Hip-Hopperinnen und Hip-Hoppern gearbeitet. Da hätten wir drei Jahre vorher nie drüber nachgedacht, dass es in Cottbus eine Hip-Hop-Szene geben könnte.

Man kann auch schauen, was sich global verändert hat. Innerhalb der wenigen Jahre von AgAG haben sich in Cottbus die Szenen komplett verändert. Bei uns sind anfangs

Das AgAG ist angetreten, um gewalttätige Ausschreitungen bei Jugendlichen zu vermindern. Wie konnten Sie mit der öffentlichen Erwartungshaltung arbeiten, die an die Projekte herangetragen wurde?

Rolf Hanselmann: Das ist eine sehr spannende Frage, weil es eine Kernfrage ist. Eigentlich ist es eine sehr heuchlerische Aufgabenstellung. Wir wollten in Magdeburg den Druck von der Szene nehmen. Wir haben versucht, zu kommunizieren, dass das, was hier in Deutschland und in einigen anderen Ländern passiert, gesellschaftlich determiniert ist. Die Jugendlichen lebten das eruptiv und sehr exzessiv aus. Wir waren eigentlich nichts weiter als das gute soziale Gewissen. Es war wichtig, immer wieder zu kommunizieren, dass wir nicht für das gesellschaftliche Wohl verantwortlich sind. Dass wir nicht dafür verantwortlich sind, dass es Gewaltexzesse gibt.

Was wir geschafft haben, ist die Anzahl dessen, was passiert, zu minimieren. Das haben wir durch unsere Einflussnahme geschafft, durch das Vertrauen in die einzelnen Akteurinnen und Akteure und dadurch, dass wir immer wieder bestimmte Sachzusammenhänge thematisiert haben. Zum Beispiel, warum die Rolle der Migrantinnen und Migranten in Deutschland so ist, wie sie ist, und wer letztendlich an ihnen verdient. Dass es nicht der Baustellenmitarbeiter ist, der aus einem fernen Land kommt, weil er seine Familie ernähren muss, sondern derjenige, der ihn zu einem Dumping-Lohn einstellt. Ein weiterer Punkt ist, den Jugendlichen alternative Lebensentwürfe aufzuzeigen und diese Lebensentwürfe ein Stück weit zu begleiten, die Jugendlichen dabei mitunter auch an die Hand zu nehmen.

»Die müssen vernünftige Männerrollen kennenlernen.«

Dr. Peter Steger: Ich arbeite seit vielen Jahren nach einem Konzept, das von Fördermittelgebern stets akzeptiert wurde. Als übergreifendes Ziel habe ich dabei eine Ich-Stärke-

steigernde, demütigungsfreie Sozialisationskorrektur formuliert. Wir wussten, da ist bei den Jugendlichen viel schiefgelaufen. Die müssen vernünftige Männerrollen kennenlernen. Die müssen lernen, dass man auch demokratisch diskutieren kann, ohne dem Anderen auf die Nase zu hauen. Da soll mal einer sagen, dass wir das nicht erreicht haben. Das könnte ich an der Entwicklung vieler Jugendlicher nachweisen.

Christian Schwakenberg: Genau das beschreibt die Ziele, die man benennen kann.

Dr. Peter Steger: Aber die sind so formuliert, dass hinterher keiner sagen kann: Du hast nicht erreicht, dass der jetzt eine andere Ideologie hat.

Christian Schwakenberg: Man kann als Ziel ja nicht formulieren, wir stülpen das jetzt der gesamten rechten Szene über. Das geht gar nicht. Das sind nach wie vor Individuen mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Darauf muss man eingehen. Da muss man schauen, ob man das erreicht, was die Gesellschaft gerne möchte: Die Rechten sind jetzt still und die hauen sich nicht mehr und alles ist gut. Es ist eine Illusion zu glauben, nur weil irgendwelche rechten Rotten nicht mehr auftreten, sind wir frei von Rechtsradikalismus in unserer Gesellschaft. Die Leute, die hinter ihren Gardinen stehen, warten immer noch auf die nächsten.

Rolf Hanselmann: Man muss nur mal schauen, wie im europäischen Kontext in den letzten Jahren die Wahlergebnisse gelaufen sind. Das nimmt eine andere Form an.



Christian Schwakenberg: Das sind Sachen, die können wir als Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter gar nicht erledigen. Wenn ich länger darüber nachdenke, fallen mir immer mehr Gesichter und Namen von damals ein. Ein gestandener Rechtsradikaler ist zum Schluss regelmäßig zu Punk-Konzerten in einen linken Klub gegangen. Der hat da sein Bierchen getrunken

»Der musste auch nicht schwören: Ich sag jetzt nie wieder ›Heil Hitler.««

und gesagt: Ey, komm! Ich will das Konzert sehen. Was soll ich mich mit euch hier rumärgern? Lassen wir es gut sein, wir verstehen uns. Auf solche Sachen sollte man es runterbrechen. Der musste auch nicht schwören: Ich sage jetzt nie wieder »Heil

Hitler«. Der hat einfach gemerkt, es gibt tatsächlich noch etwas anderes. Die Linken stinken gar nicht ständig und sind gar nicht so schlimm, wie man immer sagt.

Ein anderer Jugendlicher, auch ein Skinhead aus der rechten Szene, ist über das Streetwork in Arbeit gekommen. Der hat eine klassische Handwerker Ausbildung gemacht. Und auf einmal drehte der sich. Der war zwar immer noch Skinhead, aber völlig unpolitisch. Das sind die kleinen Bausteine, die man sich als Ziel setzen muss. Wenn man die bei vielen Jugendlichen umsetzen kann, hat man Erfolg.

Dr. Peter Steger: Es gibt nicht die Skins oder die rechte Gruppe. Mich interessiert jeder Einzelne. Was ist aus jedem Einzelnen geworden? Soziales Lernen für das alltägliche Leben ist für jeden Einzelnen wichtig. Daher ist es wichtig, dass man keine ideologiezentrierte Arbeit macht. Man muss eine Arbeit machen, die die Jugendlichen dazu befähigt, dass das Leben besser gelingt.

Die große Ziellinie ist nicht, die Jugendlichen vom Rechtsextremismus wegzubringen, sondern dass sie Fortschritte machen. Wenn Jugendliche sich über eine längere Zeit an die sportlichen und soziokulturellen Bildungsmöglichkeiten eines Projekts binden und darüber eine zunehmend stabile Alltags-Freizeitkultur als Alternative zu extremistischem, gewaltfixiertem Handeln

»Wenn ein Jugendlicher sich für den Klub fast den Hintern aufreißt, dann habe ich etwas erreicht.«

entwickeln; wenn ein Jugendlicher sich für den Klub fast den Hintern aufreißt, dann habe ich etwas erreicht. Da ist es erst einmal nicht wichtig, ob der über Rudolf Hess anders denkt.

Egal ist es mir deswegen natürlich auch nicht. Wie die zum Beispiel

über Auschwitz denken. Natürlich spielt es eine große Rolle. Weil die selbst politisch interessiert waren, haben wir regelmäßig Diskussionsabende gemacht. Da haben wir dann über den »Friedensflieger Hess« diskutiert. Der ist ihr ganz großer Star gewesen. Da habe ich im Grunde subversive Verunsicherungspädagogik gemacht.

Es sind in der Regel politische Verantwortliche, die hochpfundige Ziele aufschreiben, die man mit einem Projekt erreichen soll. Man kann eigentlich nur Mist bauen, wenn man diesem hohen Anspruch gerecht werden will. Das muss man runterbrechen auf Ziele, die für jeden einzelnen Jugendlichen eine Bedeutung haben. Das darf für die Pädagogin und den Pädagogen keine ideologiefixierte Arbeit sein. Natürlich muss das bei der Arbeit mit Rechtsextremen eine Rolle spielen, aber das darf nicht der Ausgangspunkt sein.

Wissen Sie denn, was aus den Jugendlichen von damals geworden ist? Gibt es da noch gelegentliche Begegnungen oder Kontakte?

Rolf Hanselmann: In den letzten Jahren ist mir der eine oder andere in unterschiedlichen Kontexten noch mal über den Weg gelaufen. Sei es im Fußballumfeld, sei es im Security-Bereich, sei es als ganz normaler Familienvater mit Frau und Kind oder als Standverkäufer auf diversen Flohmärkten. Man sieht sich, man erkennt sich, man macht Small Talk.

»Die sichtbare Szene in Magdeburg hat sich in ihre privaten Nischen zurückgezogen.«

Nischen zurückgezogen oder tritt anders auf. Skinheads sind im äußeren Erscheinungsbild nicht mehr so determiniert. Damit hat die Szene in der Form nicht mehr so die Präsenz, aber es gibt sie noch.

Christian Schwakenberg: Seit 17 Jahren wohne ich wieder am anderen Ende der Republik. Ich habe dennoch Kontakt zu einer Handvoll Jugendlicher von damals. Die kamen aber nicht aus dem rechten Spektrum, sondern aus dem linksalternativen Bereich.

Dr. Peter Steger: Ich treffe noch regelmäßig Jugendliche von damals. Viele laufen mir über den Weg, weil ich selbst in Lichtenberg wohne. Ein organisierter Neonazi ist nicht mehr dabei. In der Regel sind die jetzt Mitte 30, inzwischen Väter mit teilweise mehreren Kindern, oft schon in der zweiten oder dritten Beziehung. In der Regel haben sie auch Arbeit, oft aber Schwarzarbeit oder im prekären Bereich. Durch Schwarzarbeit haben einige von denen einen dritten oder vierten Beruf gelernt. Es gibt welche, die können Dächer decken, die können Trockenbau, die

können Malerei und die können auch klempnern. Auf diese Weise lernen die Berufe, verdienen ihr Geld und sind in der Lage, Familien zu ernähren.

»Sie sind keine linken Philosophen geworden. Das ›Dritte Reich‹ spielt für die keine große Rolle mehr.«

Sie sind keine linken Philosophen geworden. Das »Dritte Reich« spielt für die keine große Rolle mehr. Die denken eher darüber nach: Wo ist

die Matratze, worauf wir mit unserer Familie jetzt schlafen, und wo kommen Messer und Gabeln her? Das sind ganz normale Lebensläufe, die für die Gesellschaft unproblematisch sind. Ich kenne keinen, der noch ein organisierter Neonazi ist. Aber eine Gehirnwäsche haben sie auch nicht durchlaufen. Sie sagen: Na gut, das, was wir damals geglaubt haben, so ganz richtig ist es ja doch nicht gewesen. Es ist gut, dass wir so viel diskutiert haben.

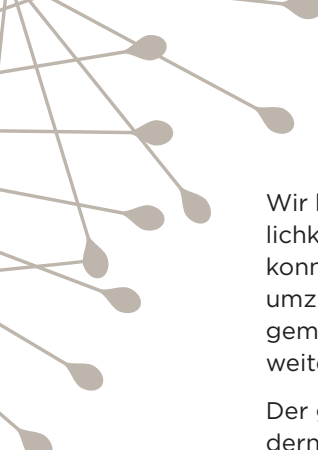
Für mich sind das große Eigenleistungen der Jugendlichen, wenn die in der Lage sind, sich in der Gesellschaft zurechtzufinden, Arbeit zu haben und ihre Familien zu ernähren. Das können sie nicht deswegen, weil sie einmal bei uns im Klub waren. Aber manche sind für diese Zeit dankbar, weil sie besser wissen als ich, was passiert wäre, wenn wir nicht dagewesen wären. Die Jugendlichen sagen: Wenn es den Klub nicht gegeben hätte, wäre aus mir ein Krimineller geworden. Ich hätte noch viel mehr Scheiße gebaut.

Das Bundesprogramm sah sich einer massiven öffentlichen Kritik ausgesetzt. Der Vorwurf der »Glatzenpflege auf Staatskosten« durch AgAG hat sich in das kollektive Gedächtnis eingeprägt. Welche Auswirkungen hatte diese Kritik damals auf Ihre konkrete Arbeit in den Projekten? Was hat das mit Ihnen gemacht?

Rolf Hanselmann: Dieser unwahrscheinliche Aufschrei der Medien hat dazu geführt, dass die Medienpräsenz extrem hoch war. Wir wurden sehr kritisch hinterfragt. Wir dachten: Moment mal! Erst holen wir hier für den Staat die braunen Kastanien aus dem Feuer und jetzt sollen wir

»Ich war der damaligen Jugendministerin Frau Merkel sehr dankbar, dass sie sich öffentlich zu uns und damit zum Projekt bekannt hat.«

mit den Schmutzelkindern auf einmal nicht mehr spielen? Ich habe mir dann irgendwann gesagt: Wenn wir hier nicht gewollt sind, dann ist es in Ordnung. Dann sagt es uns bitte aber auch. Ich war der damaligen Jugendministerin Frau Merkel sehr dankbar, dass sie sich öffentlich zu uns und damit zum Projekt bekannt hat.



Wir haben viele Sachen ganz konkret hinterfragt. Wir haben bei uns geschaut, was die Fachlichkeit mit uns macht. Es gab keine Vorerfahrungen zu der Arbeit mit der Zielgruppe, also konnte auch niemand sagen, wie es hätte besser laufen können. Wir haben versucht, den Spieß umzudrehen und zu sagen: Wir können unsere Ziele formulieren, wir können sagen, was wir gemacht haben. Wir können aber auch klar und deutlich sagen: Bis dahin und keinen Schritt weiter. Wir übernehmen für den Staat und für die Gesellschaft nicht die Verantwortung.

Der größte Druck kam eigentlich durch die Medien. Von Sat1 bis zu US-amerikanischen Sendern war alles bei uns gewesen. Die haben das Anrühige oder das Abenteuerliche gesucht. Es wurde weniger über die Erfolge oder über die kleinen Sachen berichtet. Es standen immer eine brennende Dönerbude oder zusammengeschlagene Menschen im Vordergrund, nicht aber der Mensch, der sich mit dem Menschen auseinandersetzt. Das hat uns die Arbeit ziemlich schwer gemacht.

Wir haben von unserem Träger und vom Jugendamt eine klare Positionierung erwartet und eingefordert. Die haben wir auch bekommen. Das waren für uns ganz wichtige Standbeine. Der Druck nahm bis zu dem Punkt zu, darüber nachzudenken, selbst irgendwann auszusteigen, um nicht verbrannt zu werden.

Christian Schwakenberg: Wir haben das auch so erlebt. Bei uns ging es zum Beispiel um Szeneleute im Streetwork. In Cottbus war das eine ganz klare Zielsetzung, das haben wir bewusst so gemacht. Da gab es einmal eine kleine Anfrage von der PDS im Bundestag dazu, wie durchgesetzt denn diese Projekte alle sind.

Die Medienpräsenz war bei uns nicht wirklich ein Thema, weil wir uns da strikt geweigert haben. Wir haben erst am Ende vom AgAG einmal einen Bericht des WDR zugelassen. Das hatte inhaltlich aber nicht mehr viel mit Rechtsextremismus zu tun. Das Notwendigste musste der Geschäftsführer abfädeln. Es sind im politischen Zusammenhang nirgendwo Aufnahmen gemacht worden, das haben wir alles untersagt. Dann wird es allerdings auch intransparent. Das führt natürlich dazu, dass die denken: Was macht ihr denn da überhaupt? Wie geheimnis-

»Wir haben auch versucht, mit Leuten aus der Szene zu arbeiten. Das ging bei uns nicht.«

voll seid ihr denn? Was läuft denn da überhaupt? Dadurch entstehen irgendwelche Gerüchte.

Die Diskussion um die »Glatzenpflege auf Staatskosten« hat bei uns im Team dazu geführt, dass wir uns gesagt haben: Jetzt erst recht! Das war mein Gefühl, das haben wir nicht

bewusst ausgesprochen. Wir machen gute Arbeit! Wir sehen das jeden Tag, es nutzt den Jugendlichen und wir machen weiter. Punkt! Und dann haben wir weitergemacht.

Rolf Hanselmann: Wir waren als Team relativ gut und bekannt und das hat uns zusammengesweißt. Der Druck war schon sehr heftig. Wir haben auch versucht, mit Leuten aus der Szene zu arbeiten. Das ging bei uns nicht. Ich habe vorhin am Beispiel des Konzertes geschildert, wie die zwischen den Fronten einfach zerrieben worden sind. Die Erwartungshaltung war so extrem, das konnten die Leute nicht aushalten. Das hat nicht funktioniert. Und darum haben wir uns von dieser Methode irgendwann getrennt.

Dr. Peter Steger: Persönlich war ich tief zufrieden, weil ich gemerkt habe, was wir mit diesen Jugendlichen zustande kriegen. Da kommt viel Dankbarkeit zurück, das kann mir keiner

»Wenn einer mit 13 sagt: »Ich glaube, in Auschwitz können nicht so viele Juden umgekommen sein!« Ist das jetzt ein Gegner? Muss der jetzt bekämpft werden?«

nehmen. Auf die öffentliche Debatte habe ich mit relativ viel Unverständnis reagiert und auch ein wenig trotzig. Wie kann man denn der Meinung sein, dass man gegen unsere Kinder kämpfen muss, die mit 13 oder 14 Jahren solche Fragen an die deutsche Geschichte stellen? Die sich an dieser Szene orientieren? Wenn einer mit 13 sagt: »Ich glaube, in Auschwitz

können nicht so viele Juden umgekommen sein!« Ist das jetzt ein Gegner? Muss der jetzt bekämpft werden?

Deshalb war ich ziemlich enttäuscht von der Fachöffentlichkeit, aber noch mehr von der politischen Öffentlichkeit. Das war ein politischer Paradigmenwechsel, kein fachlicher. Dass wir versagt haben, glaubt doch kein Mensch! Ich hatte aber auch danach noch viele Möglichkeiten, für den eigenen Ansatz zu kämpfen. Ich habe viele Workshops und Konferenzen besucht. Da bist du immer ein Exot, wenn du mit Rechten arbeitest. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Berlin, die sich mit dem Thema beschäftigten, waren zum großen Teil unsere Bündnispartnerinnen und -partner. Die Zivilgesellschaftlichen, die das alles ablehnten, habe ich fachlich nicht ernst genommen. Ansonsten gab es eine große Unterstützung durch den eigenen Träger und auch vom Berliner Senat haben wir immer positive Mitteilungen zu unserem Konzept und unseren Zielstellungen bekommen. Schon allein deshalb war für mich unverständlich, warum dieser Diskurs abgebrochen ist. Es ist doch klar, dass man mit diesen Jugendlichen arbeiten muss. Das ist doch für jeden von uns alternativlos.

Christian Schwakenberg: Das unterstützt die These, dass es ein mediales Problem gewesen ist. Wenn ich im Westen zu Besuch war, haben alle immer gefragt: Was machst du denn da in Cottbus, um Gottes Willen? Da laufen doch die ganzen Nazis rum. Die Menschen bilden sich ihre Meinung aus den Medien. Wenn man sich die Zeit und Mühe machen würde, in die Tiefe zu schauen, würde das Problem anders aussehen.

Rolf Hanselmann: Ein prägendes Erlebnis passierte im Februar 1997, also kurz nach dem Auslaufen des AgAG. Das war der Mord an Frank Böttcher in Neu-Olvenstedt. Danach war unsere Einrichtung in der Öffentlichkeit und in den Medien »zum Abschuss frei gegeben«. Wir wurden stigmatisiert, ohne dass klar war, wer überhaupt der oder die Täterinnen und Täter gewesen sind. Aber es waren »die« Skinheads, also konnten es laut der öffentlichen Wahrnehmung ja nur unsere Jugendlichen gewesen sein. Dann hat man unsere Einrichtung belagert. Es wurden Angriffe auf unsere Einrichtung geplant und ständig war die Polizei präsent, um uns zu schützen. Auch wir als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurden verbal von Außenstehenden attackiert. Unsere Arbeit wurde mehr und mehr in Frage gestellt. Wir haben uns gesagt, wir müssen unsere Leute und uns vor dem Medienhype schützen.

Es gibt einige TV-Dokumentationen über Ihre Arbeit im SportJugendClub Lichtenberg in den 1990er Jahren. Wie gestaltete sich damals die Auseinandersetzung mit den Filmemacherinnen und Filmemachern?

Dr. Peter Steger: Es war die Idee vom ZDF, zu schauen, ob es überhaupt Menschen gibt, die sich mit diesen Jugendlichen beschäftigen. Eine Filmemacherin ist in unseren Klub gekommen. Ich dachte erst, das kommt nicht in Frage. Ich hatte mit Medien keine besonders guten Erfahrungen gemacht. Ich wollte die Jugendlichen nicht ausstellen. Die sollten sich nicht wichtig fühlen, nur weil sie rechts sind.

»Der Tonmeister hat bei rechten Thesen seinen Kopfhörer in die Ecke geschmissen und mit den Jugendlichen diskutiert und dann haben wir zusammen Fußball gespielt.«

Die Filmemacherin hat sich aber nicht abwimmeln lassen. Ich habe sie etwa ein halbes Jahr lang zappeln lassen. Durch viele Diskussionen mit ihr habe ich das Vertrauen gefasst, dass sie sich wirklich ernsthaft für diese Jugendlichen interessiert. Meine Bedingung war, sie muss bei unserer Arbeit richtig dabei sein.

Bloß mal hier durchrauschen, Interviews führen und dann wieder abhauen, das kam nicht in Frage. Die sind dann zu dritt – die Regisseurin, der Kameramann und der Tonmeister – eine Woche mit in den Bildungsurlaub gefahren. Die haben sich an den Diskussionen beteiligt, was die Jugendlichen tief beeindruckt hat. Der Tonmeister hat bei rechten Thesen seinen Kopfhörer in die Ecke geschmissen und mit den Jugendlichen diskutiert und dann haben wir zusammen Fußball gespielt.

Rolf Hanselmann: Man muss klar differenzieren. Auf der einen Seite standen die stark konsumorientierten Medien, insbesondere die Privatsender. Die haben die Jugendlichen teilweise bezahlt, damit sie Randalen machen und bestimmte Parolen skandieren. Die kamen oft unangemeldet in die Klubs. Dann gab es die öffentlich-rechtlichen Medien, die sehr differenziert, teilweise aber auch fachlich falsch berichtet haben. Teilweise gab es aber auch faire Absprachen mit Journalistinnen und Journalisten, die uns die Texte zum Gegenlesen gegeben haben. Es gab zu dem Zeitpunkt auch viele Journalistinnen und Journalisten wie Klaus Farin oder Eberhard Seidel-Pielen, die in der Szene ein gutes Standing hatten. Wir haben sie ein Stück weit in die Szene mit reingenommen. Die haben mit »Skinheads« ein sehr gutes, anerkanntes Buch geschrieben, in dem sehr viele Interview-Texte auch von Leuten aus der Magdeburger Szene mit drin sind.

Man muss also schon sehr differenziert mit der ganzen Situation umgehen. Insgesamt war es ein großer Spannungsbogen. Es gab einen Unterschied zwischen den lokalen und regionalen politischen Akteurinnen und Akteuren, die einen anderen Bezug zu unserer Arbeit hatten, und dem abgehobenen, unreflektierten und sehr kontraproduktiven Stand auf Bundesebene. Genannt seien Herr Schäuble und Herr Kanther, aber auch einige aus dem Bereich der damaligen PDS. Die haben keine Möglichkeit zur Argumentation zugelassen. In diesem Spannungsfeld haben wir uns sowohl auf politischer als auch auf medialer Ebene bewegt. Das war ein ziemliches Glatteis.

Gibt es Ergebnisse und Erfahrungen aus dem AgAG, die in der heutigen präventiv-pädagogischen Arbeit mit rechtsextrem gefährdeten und orientierten Jugendlichen berücksichtigt werden sollten, die aber aufgrund der schwierigen Rezeption nicht genug wahrgenommen wurden?

Rolf Hanselmann: Ich denke, da wird es nicht allzu viel Neues geben. Wir haben damals viele Berichte verfasst. Für uns gab es einige Kriterien, die wir immer wieder aufgeschrieben haben.

»Ich kenne Kolleginnen und Kollegen, die daran verbrannt sind.«

Erstens: eine unwahrscheinlich hohe Fachlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zweitens: eine Evaluation auf der Ebene der pädagogischen Ansätze. Drittens: ein unwahrscheinlich starker Rückhalt von der Träger-

landschaft, aber auch in der Zivilgesellschaft. Was die Leute machen, muss gewollt sein. Zudem muss man in dieser Arbeit schauen, dass man das Verhältnis von Nähe und Distanz gut hinbekommt. Das war für mich immer auch Selbstschutz. Ich kenne Kolleginnen und Kollegen, die daran verbrannt sind. Diese Arbeit kann man aus meiner Sicht nur eine bestimmte Zeit machen.

Man braucht ein Netzwerk, mit dem man arbeiten kann. Es gab damals die runden Tische gegen Gewalt mit vielen Akteurinnen und Akteuren, die gemeinsam geschaut haben, was in der Stadt passiert. Sei es im Bereich Polizei, sei es im Bereich Staatsanwaltschaft, Jugendamt, Freie Träger, Jugendgerichtshilfe, Sportbünde. Dort konnte man sich austauschen. Es ist wichtig, dass man nicht alleine kämpft, sondern dass man mit einem Netzwerk arbeiten kann. Und man muss für sich selbst den Umgang mit Gewalt schaffen. Das hat sich für mich persönlich aufgrund meiner Erfahrung drastisch verändert. Ich habe eine unwahrscheinliche Sensibilität entwickelt. Bestimmte Sachen will ich einfach nicht mehr sehen. Davon habe ich genug gesehen.

Gibt es für Sie so etwas wie ein Fazit oder eine Quintessenz aus der Arbeit im Aktionsprogramm?

Dr. Peter Steger: Quintessenz ist: Man kann mit den Jugendlichen erfolgreich arbeiten. Aber man darf die ideologischen Veränderungen nicht zum Zentrum machen, sondern das gelingende Leben. Man muss anerkennen, dass es eine Entwicklungsoffenheit gibt. Prognosen, aus den Jugendlichen kann ja nichts werden, bringen nichts. Man muss in die Jugendlichen investieren und man wird staunen, was da zustande kommt. Auch mit diesen Jugendlichen muss ressourcenorientiert im Sinne von Empowerment gearbeitet werden und nicht defizitorientiert. Wir dürfen nicht bei dem ansetzen, was uns nicht passt. Und

»Man muss in die Jugendlichen investieren und man wird staunen, was da zustande kommt.«



es muss bedürfnisgerecht sein. Was rechte Jugendliche wollen und wie die ihre Freizeit verbringen wollen, sieht anders aus, als manche sich das vorstellen. Das muss selbstbestimmt und stigmatisierungsfrei sein.

Man muss sie nicht pausenlos bei allen möglichen Anlässen auf ihre rechte Gesinnung ansprechen und schon gar keine Kampfstellung einnehmen. Integration statt Ausgrenzung ist aus meiner Sicht ein Kernpunkt. Die müssen in der Gesellschaft und in unseren pädagogischen Anstrengungen drin sein und dürfen nicht ausgegrenzt werden. Im Zentrum muss die Reduzierung von Gewalt stehen. Weniger Gewalt, weniger Straffälligkeit, das ist ein gesellschaftlicher Konsens. Man kann den Jugendlichen, auch wenn sie bildungsfern sind, zusätzliche Bildungslässe schaffen. Das muss niedrigschwellig passieren.

Man sollte die Prävention zeitiger ansetzen. AgAG hat ziemlich spät angesetzt. Man braucht nicht so lange zu warten. Ich sehe die alle schon in der Grundschule, da sind diese Auffälligkeiten schon zu diagnostizieren. Daher wäre es für mich sehr wichtig, wenn es Angebote für mehr Handlungssicherheit von Lehrerinnen und Lehrern gäbe, um viel breiter schon gegen Vorurteile und erste Anzeichen der Gewaltbereitschaft in Schulen etwas zu machen. Eine wichtige Erkenntnis ist, dass es keine besondere Methode oder keine besonderen Menschen braucht, um mit den Jugendlichen zu arbeiten. Wir haben einfach ein bisschen Mumm gehabt. Und wir haben festgestellt, es gibt gar keinen Grund für Pädagogen, unsicher zu sein oder sofort in eine ideologische Kampfstellung zu gehen. Natürlich handelt es sich auch um ein paar spezielle Anforderungen, auf die man sich vorbereiten sollte.

Christian Schwakenberg: Es gab ein brennendes Problem und da wurde das AgAG drübergestülpt. Da wurde dann gesagt: Seht mal zu, dass ihr das Feuer ein bisschen eindämmt! Das hatte keine historischen Wurzeln. Das war vielleicht auch der Wende geschuldet und diesem

»Es gab ein brennendes Problem und da wurde das AgAG drübergestülpt.«

kurzen Zeitraum, in dem sich diese Entwicklung aufgetan hat. Das Problem war da und da musste irgendwie ein Ergebnis her. Die Gewalt musste irgendwie runter.

Ich denke auch, dass wir schon in der Kindheit anfangen müssen. Da

müssen ganz andere Ansätze kommen, damit das Problem hinterher gar nicht so groß wird. Das sind die Klassiker, die kennen wir alle aus der Pädagogik. Das AgAG passt gar nicht mehr in die Zeit. Das Thema steht so in dieser Form gar nicht an. Man kann aber auch nicht sagen, das war »Glatzenpflege auf Staatskosten«. Die Probleme waren da und sind ganz individuell in ganz unterschiedlichen Ansätzen gelöst worden. Da muss natürlich auch ein gewisses pädagogisches Know-how dahinter stehen, dann kann man das machen. Warum sollen rechtsorientierte Jugendliche nicht pädagogisch bearbeitet werden wie alle anderen Jugendlichen auch, die man in der klassischen Sozialarbeit aus dem Westen schon seit vierzig Jahren kennt? Andere Kinder beispielsweise mit Migrationshintergrund oder mit kriminellen Karrieren bekommen Räume, wo sie sich finden können, sich ausprobieren können. Warum die Rechten nicht? Das sind doch auch Jugendliche.

Rolf Hanselmann: AgAG war kein Präventionsprogramm, sondern ein Aktionsprogramm. Es hat interveniert. Das AgAG war deshalb so wichtig, weil die Ressentiments gegenüber Andersar-

»Ich habe das AgAG im Prinzip als ein Hase-Igel-Spiel erlebt.«

tigkeiten dort eruptiv zum Ausdruck kamen. Wenn wir solche Projekte stricken, müssen wir schauen, wo wir präventiv ansetzen. Dann müssen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aber auch parallel laufen und nicht so kontraproduktiv wie bei

AgAG. Die Äußerungen der Politikerinnen und Politiker haben den rechtsorientierten Jugendlichen damals in die Hände gespielt. Die haben uns damit konfrontiert. Die haben gesagt: Hör doch mal den Innenminister an, der sagt das doch auch.

Wie gehen wir mit andersartigen Menschen um? Was haben wir für eine Kultur des Kennenlernens fremder Kulturen? Was haben wir für eine Sozialgesetzgebung? Warum dürfen Migrantin-

nen und Migranten nicht in bestimmten Stellen arbeiten? Das muss man transparent machen, da muss man ansetzen.

Ich habe das AgAG im Prinzip als ein Hase-Igel-Spiel erlebt. Wir sind auf der einen Seite losgerannt und haben versucht, irgendwo einen Brandherd zu löschen, und auf der anderen Seite kamen andere und zündelten wieder los. Das hat die ganze Sache ziemlich müde und unbefriedigend gemacht. Ansonsten ist es eine gute Möglichkeit, Geld zu verbrennen, und man stellt hinterher die Frage, was es eigentlich gebracht hat. Für mich ist eigentlich die Frage: Unter welchen Bedingungen könnte man etwas anderes mit einem ganz anderen Erfolg zielführender machen?

Vielen Dank für das Interview.

BIKnetz – Präventionsnetz gegen Rechtsextremismus ist eine bundesweite Kontaktstelle zur Präventionsarbeit gegen Rechtsextremismus. Das Angebot richtet sich vorwiegend an pädagogische Fachkräfte aus Schule, Jugendarbeit und Jugendhilfe sowie an Politik und (Fach-)Öffentlichkeit. Ein zentrales Angebot von BIKnetz ist die webbasierte Wissensdatenbank, in der erfolgreich durchgeführte Projekte sowie erprobte Konzepte, Ansätze, Methoden und Materialien zum Thema präventiv-pädagogische Arbeit mit rechtsextrem gefährdeten und orientierten Jugendlichen recherchiert werden können. Konkrete Arbeitshilfen für den Umgang mit rechtsextrem gefährdeten und orientierten Jugendlichen finden sich in der Toolbox von BIKnetz. Die Kommunikationsplattform lädt zum bundesweiten Fach- und Erfahrungsaustausch ein.

BIKnetz entwickelt ein Rahmencurriculum für Pädagoginnen und Pädagogen, um sie in bundesweiten Fort- bzw. Weiterbildungen im Umgang mit rechtsextrem gefährdeten und orientierten Jugendlichen zu qualifizieren. Dieses Curriculum wird seit Oktober 2013 von erfahrenen und regional verankerten Bildungsträgern erprobt und weiterentwickelt.

Für eine persönliche Beratung steht das bundesweite Servicetelefon für Erstinformationen rund um das Thema Rechtsextremismusprävention unter der Nummer +49 (0)180 24 56 389* zur Verfügung.

* 6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz, max. 42 Cent pro Minute aus dem deutschen Mobilfunknetz